

SOUTH AUSTRALIAN FACSIMILE EDITIONS NO.25

Microfilmed by the Microfilming Service of the Public Library of South Australia from a copy held in the Public Library of South Australia, and reproduced for the Libraries Board by Microreproductions (S.A.) using the Xerographic process.

Public Library of South Australia
Adelaide
1962

The Public Library of South Australia has catalogued the original of this xerographic facsimile as under:

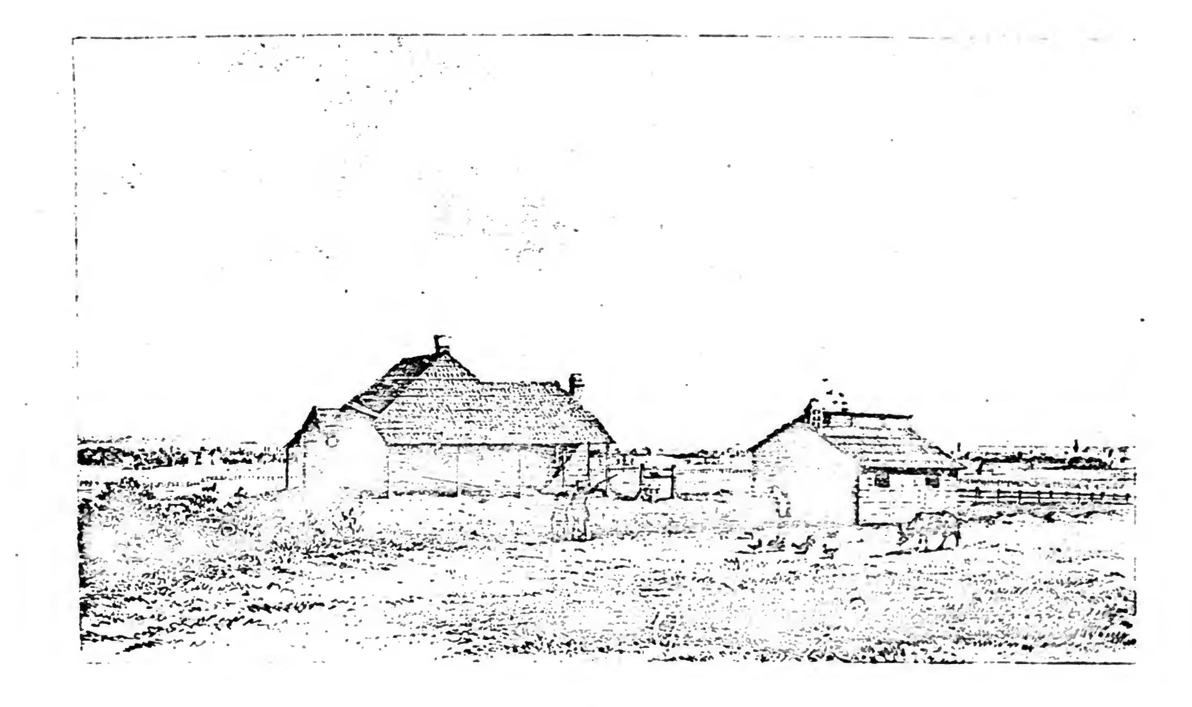
LISTEMANN, G ,

Meine Auswanderung nach Süd-Australien und Rückkehr zum Vaterlande; ein Wort zur Warnung und Belehrung für alle Auswanderungslustige. Berlin, A. W. Hayn, 1851.

159p. front., fold. map, 22 cm.

1. South Australia - Descr.

919.42



Meine Auswanderung nach Süd-Australien und Rückkehr zum Vaterlande.

Ein Wort zur Warnung und Belehrung für alle Auswanderungslustige

von

G. Listemann.

(Die Ansicht meines früheren Wohnhauses und eine Charte als Beilage.)

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von A. W. Hayn.

Vorwort.

Leider habe ich, wie früher an mir selbst, seit meiner Rückkehr auch an andern die Erfahrung gemacht, daß die vom Auswanderungsfieber Ergriffenen kaum durch vernünftige Vorstellungen können abgehalten werden, ihren Plan auszuführen; ich muß daher bezweifeln, solchen durch nachstehende Blätter nützlich zu werden, es sei denn, daß sie, durch mein Beispiel gewarnt, vor manchen Uebelständen, unter denen ich zu leiden hatte, bewahrt würden; doch dem Ausbruch der Krankheit vorbeugen könnte ich vielleicht durch meinen Warnungsruf und deshalb, zumal ich auch dem Wunsche lieber Freunde dadurch genügen wollte, habe ich nicht angestanden, meine Erlebnisse auf der Reise, sowie während meines neunmonatlichen Aufenthalts in Australien der Oeffentlichkeit zu übergeben. Möchte es mir durch die wahrheitsgetreue Darlegung derselben gelingen, Manchen, der wie ich

unbesonnener Weise sein Vaterland verlassen will, von diesem Schritte zurückzuhalten; möchte ich bei recht vielen die Ueberzeugung befestigen, daß es in der Heimath besser ist, als in der gepriesenen Ferne; möchten denen, die mit Unzufriedenheit über ihre Lage oder hiesige Verhältnisse erfüllt nach den vielgerühmten Schätzen des Auslandes sich sehnen, die Augen geöffnet werden für die Güter, welche ihnen nahe liegen, deren Werth sie aber nicht achten und erst mit ihrem Verlust erkennen.

G. L.

I. Abschnitt.

Entschluß zur Auswanderung, Ausführung desselben trotz mancherlei Schwierigkeiten, Abfahrt von Hamburg auf der Prinzeß Louise, ein Auswanderungsschiff.

Es war an einem Novemberabend des Jahres 1848, als in einer Versammlung von Freunden und Bekannten die Aeußerung eines hiesigen Arztes, er werde im nächsten Jahre nach Australien auswandern, auch in mir die Lust erregte, den heimathlichen Herd zu verlassen und in fernen Gegenden einem geträumten Glücke nachzujagen. Ich erkundigte mich näher und hörte, daß in der Leipzigerstraße bereits eine Gesellschaft zusammengetreten sei, und besonders wurden mir die Drr. Mücke und Schomburgk namhaft gemacht, die mir nähere Auskunft ertheilen könnten. Fortan verließ mich der Gedanke an Auswanderung nicht mehr, ein Luftschloß nach dem andern wurde von der regen Phantasie aufgebaut: bald schwebten vor meinem Blicke die Wunder des Meeres, das ich bis dahin noch nicht gesehen, bald umgaukelten mich Bilder von anmuthigen Gegenden, bald sahe ich mich als Pflanzer, umgeben von reichem Segen, der Frucht meines Schaffens und Wirkens, bald erlebte ich im Geiste tausend Abenteuer; kurz ich schwärmte und eilte mit raschen Schritten dem Fieberparoxismus der Auswanderung zu. Die Meinigen, denen ich von dem, was in mir vorging, Mittheilung machte, hielten Anfangs meine Worte für Scherz; doch auch sie wurden allmälig von mir angesteckt und befreundeten sich mit dem Gedanken, in fernen Ländern, wenn auch nur, wie sie wohl voraussetzten, einen Theil ihres Lebens hinzubringen. — Ich

ging einen Schritt weiter, die Versammlung in der Leipzigerstraße wurde von mir besucht; doch was ich dort hörte, behagte meinem unruhigen Drange nicht besonders. Man stritt sich noch, ob man Chile oder Texas, Brasilien oder Australien den Auswanderern empfehlen solle? als ich daher von Schomburgk hörte, daß sein Bruder, der bekannte Reisende, ihm den Vorschlag gemacht hätte, sich in Westaustralien am Schwanenfluß anzusiedeln, so wie daß derselbe Gelegenheit habe, ein sehr bedeutendes Stück Landes für eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe an sich zu bringen; so machte ich den Vorschlag, wir wollten eine eigene Gesellschaft bilden mit dem bestimmten Zweck der Auswanderung nach Australien.

Schomburgk und Mücke, die schon längst entschlossen waren, Europa zu verlassen, gingen mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und es begannen nun die regelmäßigen Versammlungen in einem Lokale der Krausenstraße am Dönhofsplatz, die bald sehr zahlreich besucht wurden, da wir in öffentlichen Blättern Auswanderungslustige aufgefordert hatten, sich uns anzuschließen. — Unsere nächste Sorge ging nun dahin, uns so viel als möglich genaue Kenntniß von den Verhältnissen des Landes zu verschaffen; doch die Nachrichten über dasselbe waren sehr dürftig und meist aus englischen Berichten über die dortige Colonie geschöpft. Dennoch wurde ein Plan ausgearbeitet, nach dem auf einem in West-Australien zu erwerbenden Landstrich von der ganzen Gesellschaft eine Colonie sollte gegründet werden, das Verhältniß der Arbeitskraft und Geldkraft ward festgesetzt und nach 5 Jahren des Bestehens der Colonie sollte erst ein Antrag auf Separation gestellt werden können. Zum Glücke zerfiel dieser Plan kurz nach seinem Entstehen; er würde, wäre der Versuch gemacht worden, ihn auszuführen, unsägliches Unglück über uns herbeigeführt haben; denn, abgesehen davon, daß die Deutschen mir sehr wenig geeignet zu sein scheinen, ein solches gemeinschaftliches Unternehmen glücklich durchzuführen, wir wären wahrscheinlich vor allem Reden kaum zur Gründung der Colonie gelangt; wenigstens, glaube ich, würden die Meisten

von denen, welche auf Kosten der Gesellschaft mit hinübergenommen werden sollten, gar bald sich ein anderweitiges Unterkommen gesucht haben, da die hier eingegangene Verpflichtung dort durchaus keine gesetzlich bindende Kraft besitzt.

Perth, Schwanenfluß und ganz West-Australien wurde aufgegeben in Folge sehr ungünstiger Nachrichten, die wir von einem Gutsbesitzer in der Gegend von Osterode im Hannöverschen, der in West-Australien lange Zeit gelebt hatte, eingezogen. Nach seiner Erklärung sollte das Klima daselbst zwar höchst gesund sein; aber das Land sich hauptsächlich nur für Schafzucht eignen, auch wurde Letzteres uns später bestätigt.

Dennoch erinnere ich mich, mit welchem Vergnügen wir den romantischen Schilderungen zuhörten, welche unser Berichtabstatter von dem Leben der dortigen Schafhirten entwarf; freilich saßen wir behaglich beim gefüllten Kruge im wohl durchwärmten Zimmer, und mancher von uns ließ sich damals nicht träumen, daß er nach drei Vierteljahren, als ihn die Noth zwang, ein ähnliches Leben zu führen, das keinesweges so reizend finden würde, als er es sich damals vorgestellt hatte.

Der Auswanderer ist nur zu geneigt, in der Ferne Alles in rosigem Lichte zu erblicken; das Gute überschätzt er, während er, wenn ja etwas Uebles gemeldet wird, dies so gering anschlägt, daß es im Vergleich zu den Herrlichkeiten, die seiner zu warten scheinen, für ihn gar nicht in Betracht kömmt. Grade umgekehrt sollte er verfahren: er sollte ängstlich beflissen sein, alles Unangenehme des Landes, in dem er sein späteres Domizil zu nehmen gedenkt, zu erkunden, und von dem Angenehmen, was über dasselbe gemeldet wird, nur die Hälfte glauben. Dies würde ihn entweder von seinem Entschlusse zurückbringen, oder, wenn er ihn ausführt, vor vielen bittern Täuschungen bewahren und ihm die Kraft geben, die großen Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, auf die er selbst unter den günstigsten Umständen stoßen muß.

Also unsere Blicke verließen West-Australien und wandten sich östlicher nach Adelaide in Süd-Australien. Englische

Berichte rühmten das wunderbar schnelle Aufblühen dieser Colonie, dorthin waren schon seit Jahren Deutsche ausgewandert, in den Zeitungen hatte man viel von der Fruchtbarkeit des dortigen Bodens gelesen, der Acker sollte billig sein (1 Acker = 1¾ Magdeburger Morgen 1 Pfd. Sterling = 6 Thlr. 20 Sgr.) In einzelnen Briefen war des Lobes gar viel enthalten. Nach ihnen war das Klima so gesund, daß man selten von Krankheiten hörte, und besonders Brustkranke in kurzer Zeit von ihren Leiden sich frei fühlten, ja es hatte eine so erheiternde Kraft, daß selbst schwere Seelenleiden mit Leichtigkeit ertragen wurden; Arbeit war in Fülle vorhanden und gut bezahlt, man war sogar den Schiffen weit entgegengefahren, um auf ihnen befindliche Handwerker augenblicklich in Anspruch zu nehmen; biedere Gastfreundschaft, Treue und Redlichkeit herrschte im ganzen Lande; zu ihm waren die Gebrechen des faulenden Europa noch nicht gedrungen.

Und dies Alles wurde zum großen Theil von dem Munde eines in der Nähe Berlins lebenden Geistlichen, der längere Zeit an verschiedenen Orten Australiens gelebt haben wollte, bestätigt. Ich entsinne mich noch wohl seiner Worte: „Australien ist das Land, wo Milch und Honig fließt; man wird versucht, das Paradies dorthin zu versetzen; ich bitte Gott, mich etwas Unangenehmes oder Nachtheiliges daran finden zu lassen; doch ich finde nichts.“ — Ich kann nicht glauben daß der Mann, ein Diener des göttlichen Wortes, ein Verkündiger der Wahrheit, absichtlich hat täuschen wollen; aber er hat sich selbst getäuscht und nicht bedacht, daß die angenehmen Eindrücke, die ich vielleicht während eines kurzen Aufenthalts in einem Lande empfinde, nicht maaßgebend sein könnnen, um andere zu veranlassen, ihr ganzes Leben in demselben zuzubringen; diese angenehmen Eindrücke aber mag er um so mehr empfunden haben, als er nur gelegentlich von dem Südseefahrer, auf dem er als Geißlicher von Bremen aus jene Gegenden besuchte, ans Land ging und das Angenehme des Landlebens im Vergleich zu dem Leben auf dem Schiffe für ihn sich um so bedeutender herausstellte. Ich will

ihm keine Vorwürfe machen, obgleich seine begeisterten Lobeserhebungen viele ermuthigt haben.

Wer aber hätte nicht, wie wir, sich glücklich gepriesen, bald in einem so reich gesegneten Lande leben zu können? mit welcher Begierde hörten wir allwöchentlich von beredtem Munde diese Herrlichkeiten verkündigen! wie wurde selbst das Geringste als vielbedeutend hervorgehoben! In dem einen Briefe hieß es: „ich sehe aus den Fenstern meiner Wohnung auf das Meer hinaus." Wie romantisch! In dem andern: „die Wassermelonen und Pfirsiche sind hier so häufig, daß man die Schweine damit füttert; aus den ersteren läßt sich eine Suppe bereiten, die, thut man ein wenig Essig hinzu, wie Weinsuppe schmeckt," wie köstlich! In einem dritten: „der Metallreichthum des Landes ist ungeheuer, die Aktien der Burramine sind von 5 Pfd. Sterl. bis zu 200 Pfd. Sterl. gestiegen." Welche Aussicht bald reich zu werden, zumal da Alles, was ich auf meinem Grund und Boden finde, mein unbestrittenes Eigenthum ist. Genug, wer schon halb entschlossen war, wurde es ganz; wer noch Bedenken trug, ließ sie fallen; wer Schwierigkeiten sah, sich uns anzuschließen, stärkte seine Kraft, um sie siegreich zu überwinden. Immer mehr erklärten ihre Bereitwilligkeit, mit uns nach dem gelobten Lande zu ziehen, und bald sahen wir uns zahlreich genug, um mit Ernst an die Ausführung unseres Planes gehen zu können.

Während ich nach Bremen reiste gingen Mücke und Schomburgk nach Hamburg, um zu erfahren, wie wir am besten eine Uebersiedlung nach Australien bewerkstelligen könnten. Ich wurde durch diese Reise noch mehr in meinem Entschlusse bestärkt; denn nicht nur hörte ich, daß sich der Capitain Laun, der Adelaide durch mehrere Reisen dahin kannte, günstig über das Land ausgesprochen habe, ein naher Verwandter versprach mir auch, mich wesentlich in meinem Vorhaben zu unterstützen. M. und S. brachten die Nachricht zurück, daß das Haus Blaß und Schomburgk sich erboten habe, unter günstigen Bedingungen den Transport zu übernehmen, und die Gesellschaft entschied, auf dies Anerbieten

eingehen zu wollen. Die Prinzeß Louise sollte uns über das Meer führen, und nach der Beschreibung, die uns von dem Schiffe gemacht wurde, mußten wir uns glücklich schätzen, daß dies vorzügliche Fahrzeug uns aufnehmen sollte. Die Cajüte sollte ein Salon sein, der Bequemlichkeit mit Eleganz vereinigte, der Capitain, ein biederer Seemann, ein Muster seines Standes. Auch der Ueberfahrtspreis war annehmbar: 76 Thaler Pr. Cour. für Zwischendeck, 150 Thaler für Cajüte, von welcher Summe zwei Drittheile bei der Anmeldung, das letzte kurz vor der Abfahrt gezahlt werden sollte.

Jetzt begannen die ersten Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die mit der Ausführung eines Auswanderungplanes verbunden zu sein pflegen, und ihnen reihen sich in der spätern Zeit so viele an, daß ich behaupte, wenn die ganze Menge derselben dem Auswanderungslustigen klar vor Augen stände, er schon durch sie von der Ausführung seines Entschlusses zurückgeschreckt werden könnte. So aber überwindet er die ersten, und immer hartnäckiger wird er in dem Beharren auf seinen Vorsatz, je mehr sich ihm entgegenstellen; je schwerer es ihm gemacht wird, desto glänzender tritt das Bild des späteren Glücks vor seine Seele; im Hinblick auf dasselbe findet er Kraft, freudig alle Opfer zu bringen. Und sie sind wahrlich nicht gering! Alte, gewohnte Verhältnisse müssen gelöst, die nöthigen Mittel herbeigeschafft, das Entbehrliche veräußert, das anscheinend Nothwendige angeschafft werden. Opfer auf Opfer werden gefordert, ein Verlust folgt dem andern, während auf der andern Seite immer neue Ausgaben erwachsen. Ich spreche hier vorzüglich von Familienvätern, die thöricht genug, einen, wenn auch nur geringen Wirkungskreis und mit ihm eine gewohnte Häuslichkeit aufzugeben, mit ihrer Familie dem überseeischen Glücke entgegeneilen. Ihr Armen, die Ihr Eure Mittel überschlagen und für hinreichend befunden habt, nicht nur für Euch und die Eurigen die Ueberfahrtskosten zu decken, sondern auch noch ein Sümmchen zur ersten Einrichtung im neuen Lande in Reserve zu behalten; wie vielen Täuschungen seid Ihr ausgesetzt! Hütet Euch, ein wenn auch kümmerliches Brod aufzugeben, Ihr

möchtet Euch mit Schmerzen danach zurücksehnen. Ihr armen Hausfrauen, willigt nicht ein, wenn Eure Männer Euch mit hinüberschleppen wollen; bedenkt, was Ihr aufgebt und was für Seelenschmerzen Eurer warten, die Euch die Stunde verfluchen lassen, in der Ihr Eure Einwilligung gegeben habt. Achtet auf die ersten Schmerzen, tretet zurück und wahret Euch dadurch vor späterem nicht abzuwendenden Unglücke. Diese ersten schmerzlichen Berührungen treten aber schon ein, wenn Ihr Eure Habe, Eure Mobilien, Euer Hausgeräth, was Ihr nicht mitnehmen könnt, veräußern müßt. Wie mancher Euch liebe Gegenstand, an dem theure Erinnerungen haften, kommt unter den Hammer des Auktionators, um für ein Spottpreis einen andern Eigenthümer zu finden. Die Wiege Eurer Kinder, an der Ihr so viele glückliche und auch sorgenvolle Stunden zugebracht, der Tisch, an dem Ihr so oft mit den Eurigen Euch satt gegessen, Ihr müßt sie von Euch lassen. Oder könnt und wollt Ihr Euch nicht von Eurem lieben Hausgeräth trennen, soll es Euch begleiten, dann habt Ihr viel Mühe, Last und Unkosten und müßt sie zuletzt doch, von der Noth gedrängt, hingeben. Wenn es Euch nun schon schwer wird, von diesen Dingen Euch zu trennen, dann fürchtet um so mehr die Stunde, die Euch von lieben Verwandten und Freunden, vielleicht für das ganze Leben, hinwegreißt, fürchtet die Stunde, in der Ihr verlassen und auf Euch selbst angewiesen dasteht, ohne ein theilnehmendes Herz, gegen das Ihr Eure Sorgen ausschütten, und in dessen herziger Theilnahme Ihr Trost und Beruhigung finden könnt.

Zu spät werdet Ihr erkennen, welche Güter, welche unberechenbaren Schätze Ihr aufgegeben habt, wenn Euch die kalte Fremde aufgenommen hat, in der Ihr Freundlichkeit nur mit Gold erkaufen müßt, oder wo man Euch Liebe heuchelnd naht, vielleicht nur, um Euch die letzten Ueberreste Eurer Habe desto sicherer zu rauben.

Laßt Euch durch mein eigenes Schicksal warnen; doch ich befürchte, auch ich werde tauben Ohren predigen; habe ich doch an mir selbst erfahren, wie wenig der vom Auswan-

derungsfieber Ergriffene geneigt ist, auf abrathende Stimmen zu achten. Auch ich wurde gewarnt, auch ich wurde aufmerksam gemacht auf das ungewisse Loos, dem ich entgegengehen wolle. „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich; gieße nicht trübes Wasser aus, bevor Du nicht besseres hast; der Pfennig gilt da, wo er geschlagen ist, am meisten.“ Diese goldenen Lebensregeln wurden auch mir zugerufen. Leider hörte ich nicht!

Indem ich meine Stellung an einer hiesigen höheren Stadtschule, die mir bisher außer dem täglichen Brot noch vielfache Beweise der Achtung und Liebe eingetragen hatte, aufgab, that ich den ersten verhängnißvollen Schritt, wie ich damals wähnte, zu meinem Glück; wie der Erfolg lehrte, zu meinem Unglück. Einige Capitalien wurden mit Opfern flüssig gemacht, das Mobiliar verkauft, die übrige Habe, vermehrt mit so Manchem, von dem wir glaubten, daß wir es in dem neuen Lande nöthig hätten, oder das wir dort vortheilhaft zu verkaufen gedachten, in Kisten gepackt, und am 19. März verließ ich mit meiner Familie nach schmerzlicher Trennung von lieben Freunden und von ihren Glückwünschen begleitet Berlin, um in Hamburg mich den schon vorangegangenen Gefährten anzuschließen.

Ich athmete hoch auf. Die letzten Wochen hatten mich kaum zu mir selbst kommen lassen; jetzt glaubte ich, müsse es schon besser werden; aber ich irrte mich!

In Hamburg angekommen, fand ich bereits trübes Wetter, gar manche Klagen wurden laut, schon war die viel gerühmte Harmonie und Einigkeit hart bedroht. Der Charakter der Gesellschaft war überhaupt ein anderer geworden; denn nicht nur waren in Hamburg Passagiere angenommen, auch von Berlin her tauchten Gesichter auf, die wir bisher in unseren Versammlungen nicht bemerkt hatten. — Das Schiff war noch nicht segelfertig, wir mußten also noch mehrere Tage warten. So gut es nun auch einigen der Gesellschaft in der reiche Genüsse darbietenden Stadt gefiel, so beklagten doch andere das theure Leben in den Gasthöfen und waren um so weniger geneigt zu neuen Ausgaben, die sich als unumgäng-

lich nothwendig herausstellten. Die meisten für das Zwischendeck bestimmten Kisten mußten umgepackt werden, da sie sich für den beschränkten Raum als viel zu groß erwiesen, andere, für den unteren Raum bestimmt, konnten gar nicht untergebracht werden. Auf dem Schiffe selbst herrschte eine babylonische Verwirrung. Noch waren Tischler beschäftigt, die nöthigen Räumlichkeiten abzuschlagen; überall lagen Kisten, größere und kleinere Packete bunt durcheinander; suchend und fragend liefen die Passagiere herum, um ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, oder sich einigermaßen einzurichten. Endlich wurden wollene Decken, Madratzen, Blechgeschirr, mit denen sich jeder Passagier versehen muß, an Bord gebracht und vertheilt. Neue Ausgaben, neue Unzufriedenheit und Veranlassung zu Klagen. Letztere wurden besonders gesteigert durch die Erklärung des Rheders, daß es nicht möglich sei, sämmtliche Kisten unterzubringen und daß er sich daher genöthigt sehe, einen Theil derselben zurückzubehalten, um ihn mit einem später absegelnden Schiffe nachzusenden. Auch ich war gutmüthig genug einzuwilligen, daß einige der meinigen zu den zurückbleibenden gehören sollten, und ahnte nicht, daß man meine Gutmüthigkeit benutzen und sieben Kisten zurückbehalten würde, von denen eine jetzt zu meiner Freude den Transport nach Australien gar nicht erlitten hat, da ich sie nach 1¾ Jahren noch in Hamburg vorfand.

Mitten in den eben angeführten Wirren verließ die Prinzeß Louise, von einem Dampfboot bugsirt, Hamburg, um bei Glückstadt wieder vor Anker zu gehen und Wasser einzunehmen. Jubelnd verließen die Meisten das Vaterland. Ich gestehe es, ich konnte nicht einstimmen in das Jauchzen der Fröhlichen, eine tiefe Wehmuth erfaßte mich; ahnete ich im Geiste die Täuschungen, die unserer harrten, oder war es die Trennung vom heimathlichen Herde, die ihr Recht geltend machte? Mich ekelte endlich das wüste Schreien an, und ich suchte in der Arbeit die trüben Gedanken zu verscheuchen, die mich zu überwältigen drohten. Zum Glück gab es vollauf zu thun; denn ich hatte nicht allein für mich, ich hatte für eine zahlreiche Familie zu sorgen. Da war das Lager für

die Nacht zu beschicken, eine Masse von Gegenständen mußte, so gut es der beschränkte Raum zuließ, untergebracht werden, die Kisten im Zwischendeck sollten befestigt sein, bevor wir auf die hohe See gelangten, wo jeder Wellenstoß sie übereinandergeworfen hätte, und endlich forderte auch der Magen sein Recht. Freilich sah es mit seiner Befriedigung schlecht aus. Die Schiffsverpflegung war noch nicht in Ordnung, auch wollte die Schiffskost nicht recht munden. Glücklich wer noch ein Stück Brot von Hamburg mitgenommen; doch man hatte für so manches Andere gesorgt und, wie es oft zu gehen pflegt, das am nächsten Liegende außer Acht gelassen. Ich übergehe hier eine Menge anderer Uebelstände, zu denen ich auch einen schon auf der Elbe ausbrechenden Streit zwischen dem Capitain und ersten Steuermann rechne; wir sollten ja bald größere und bedeutendere kennen lernen, die freilich von einer Reise auf einem Auswandererschiff größtentheils unzertrennlich sind, auf unserem Schiffe jedoch durch besondere Umstände noch erhöht wurden.

Es möchte hier am Platze sein, das Innere eines Auswanderungsschiffes näher zu beschreiben, damit der Leser sich einigermaßen ein Bild von dem Leben am Bord eines solchen vorstellen kann. Die zur Aufnahme von Passagieren bestimmten Räume eines Schiffes sind die Cajüte und das Zwischendeck. Erstere, am Hintertheil des Schiffes gelegen, befindet sich zuweilen auf dem Deck, meist jedoch, wie auch auf der Prinzeß Louise, mit dem Zwischendeck in gleicher Höhe und nur durch eine Bretterwand von ihm getrennt. Das Zwischendeck nimmt den größeren mittleren Raum des Schiffes ein; ich sage den mittleren, denn am Vordertheil des Schiffes befindet sich noch das Logis der Matrosen. Das Zwischendeck unseres Schiffes hatte ungefähr eine Länge von 60 Fuß, eine Breite von 20 bis 24 Fuß und war noch nicht 7 Fuß hoch. — Zu ihm führten, außer der Hauptluke in der Mitte, durch welche die Ladung in die unteren Räume eingenommen und welche später ganz verschlossen wird, zwei kleinere Luken am Vorder- und Hintertheil gelegen, so daß man auf einer Stiege ungefähr 10 Stufen zu ihm hinabstieg. An den Seitenwän-

den sind rechts und links die Cojen befestigt, d. h. feststehende 6 Fuß lange und 6 bis 7 Fuß breite Bettstellen, zu 2 übereinander, von den neben anliegenden durch Bretterwände getrennt, nach der inneren Seite des Schiffes offen und nur mit einem leichten Vorhange versehen. Dieselben sind gewöhnlich für 4 zuweilen auch für 5 Personen eingerichtet, die also dicht gedrängt neben einander liegen. Der zwischen beiden Cojenreihen befindliche Raum dient zur Aufnahme des Reisegepäcks und war auf unserem Schiffe so reich mit Kisten, Koffern, Mantelsäcken, Reisetaschen, Körben, Eß-, Trink- und anderem Geschirr besetzt, daß nur ein sehr schmaler Gang zu beiden Seiten übrig blieb, in dem zwei sich begegnende Personen kaum einander ausweichen konnten. Nur sparsam wird dieser Raum erhellt, theils durch die offen stehenden Luken, theils durch längliche dreikantige Gläser, welche in das Deck eingelassen sind. In diesem Raume waren circa 142 Personen untergebracht. Zwar hielten viele des Tags über, bei einigermaßen erträglichem Wetter, sich auf dem Deck auf; doch auch dies bot nur sehr beschränkten Raum dar; denn außer einer Masse von Gegenständen, die zur Schiffstakelage gehörten, war es besetzt mit Wasserfässern, Fleischbehältern, Kisten und Kasten, so daß man nur schwer ein ruhiges Plätzchen finden konnte, zumal, da man darauf bedacht sein mußte, der Schiffsmannschaft in ihren Arbeiten nicht im Wege zu sein. Bei ungünstigem Wetter bietet jedoch das Deck gar keinen Schutz, wir mußten ihn im Zwischendeck suchen und wenn dann die Luken auch noch geschlossen wurden, um den eindringenden Regen abzuhalten, war es öfters vor Hitze und mephitischen Dünsten kaum auszuhalten.

Früh 6 Uhr pflegt es auf dem Schiffe lebendig zu werden, das Deck wird gewaschen und alle Gegenstände auf demselben mit Seewasser reichlich übergossen, wobei nicht selten auch Passagiere ein redliches Theil erhalten; um 7 Uhr giebt es Kaffee, um 12 Uhr Mittagbrot, bestehend aus Kartoffeln, (so lange sie vorhalten), Hülsenfrüchten, Sauerkohl, Graupen, Grütze, Pudding und Rindfleisch oder Schweinefleisch, ersteres 4 letzteres 3mal wöchentlich; Abends 7 Uhr Thee. Die Ver-

theilung wurde von einem der Vorstandsmitglieder geleitet, von ihm empfingen zunächst die sogenannten Backmeister für ihre Back, oder für 12 bis 18 Personen, indem gewöhnlich 4 Cojen eine Back ausmachen, und diese hatten dann das Geschäft der weiteren Vertheilung zu besorgen. Das Amt eines Backmeisters war ein sehr unangenehmes und der Betheiligte daher sehr froh, wenn seine Woche vorüber war; denn nicht nur kostete es Mühe, die Mitglieder seiner Back zufrieden zu stellen, von denen immer einige zu klagen hatten, sondern es war auch oft höchst schwierig, besonders bei ungünstigem, stürmischen Wetter die empfangenen Speisen ohne Gefährde an Ort und Stelle zu bringen. Bei aller Vorsicht gelang dies nicht immer, und mancher unglückliche Backmeister legte sich sammt seinem Backgefäß und dessen Inhalt zu den Füßen seiner harrenden hungrigen Backgenossen. Unsere Verpflegung war, was die Vorräthe anbetraf, meist gut; was die Bereitung derselben aber anbelangte, oft herzlich schlecht. Der Rheder hatte, da die Prinzeß Louise das erste Schiff war, welches er zum Transport für Auswanderer ausrüstete, mit der Proviantirung desselben Ehre einlegen wollen und es ist nicht zu leugnen, daß er gethan, was in seinen Kräften stand. Die Vorräthe waren nicht nur reichlich, sondern auch gut, und wären sie besser verwaltet worden, würde in dieser Hinsicht kaum eine Klage laut geworden sein; da aber nach dem Contract nicht der Capitain die Oberaufsicht über dieselben führte, sondern dies dem Vorstande der Gesellschaft zustand, so entsprangen hieraus wesentliche Uebelstände. Einmal waren die verschiedenen Gegenstände so unordentlich verpackt, daß es bei aller Mühe, die sich einzelne der Passagiere gaben, nicht möglich war, besonders in der ersten Zeit, durchzufinden; ferner war es sehr schwierig irgend eine Controlle darüber zu führen und endlich wurde es Veranlassung zu mancherlei Mißhelligkeiten in der Gesellschaft selbst, zumal da sich ein Vorstandsmitglied später für den Repräsentanten des Rheders erklärte und zum Schaden der Gesellschaft dessen Vortheil wahrzunehmen sich veranlaßt fühlte. Die Vertheilung von Butter (¼ Pfund à Person),

Zucker (¼ Pfund), Wein ($\frac{1}{16}$ Quart) geschah wöchentlich, die von Wasser (¾ Quart) täglich und Brod oder Schiffszwieback konnte jeder nach Bedarf empfangen. Die letzten beiden Artikel, gerade die wichtigsten, gaben öfter Veranlassung zur Unzufriedenheit. Zum Wasser hatte man viel schlechte Fässer genommen und es zeigte sich daher zuweilen sauer, zuweilen sehr trübe, mitunter dickflüssig wie Oel, nicht selten auch faulig und übel riechend; das Brod, in Säcke statt in Fässer gepackt, war auf Wasserfässern gelagert und die natürliche Folge davon war, daß ein großer Theil desselben von der Nässe verdarb, so daß in Rio Janeiro ein neuer Vorrath eingenommen werden mußte. Der größte Uebelstand entsprang jedoch aus der mangelhaften Einrichtung der Küche. Auf anderen Schiffen pflegt der Schiffskoch auch für die Passagiere zu kochen, auf dem unsrigen war für dieselben eine besondere Küche erbaut und ein früherer Maurer als Koch angenommen. Die Folge war, daß wir längere Zeit hindurch angebranntes Essen erhielten und als wegen wiederholter Unzufriedenheit mit seinen Leistungen der Koch von seinem Amte abgesetzt worden war, bald Tischler und Bäcker, bald Schlächter und Schlosser Studien in der Kochkunst machten, und sich dabei noch unseren Dank verdienten, ein so lästiges und verdrießliches Amt übernommen zu haben. —

Hatten wir sonach hinsichtlich der Beköstigung manche Veranlassung zur Klage, so war auf der andern Seite durch den Capitain große Sorge getragen, uns mit Erquickungen mancherlei Art, natürlich für unser Geld, zu versehen. Nicht nur Wurst, Schinken und Käse, sondern insbesondere geistige Getränke allerlei Art: Madeira, Portwein, Medoc, Cognac, Genever, Kirschliqueur standen zu unserer Disposition, wurden bereitwillig abgelassen und auch so reichlich abgesetzt, daß wohl mancher am Schluß der Reise über seine stark angelaufene Rechnung selbst erstaunt war und noch bitterer später in Australien bereute, seine Mittel so bedeutend geschmälert zu haben. Freilich ging der Capitain mit recht gutem Beispiel voran, denn nach dem er am frühen Morgen mit einem Bittern einen guten Grund gelegt hatte, pflegte das Com-

mando: „Adolph (so hieß der Steward) Cognac und Water oder Genever und Water" den Tag über gar oft zu ertönen; auch wurde die Theilnahme an einer Abendbowle, zu deren Bereitung stets ein außerordentlich triftiger Grund verhanden war, von seiner Seite nie abgelehnt.

Die Behandlung der Passagiere auf Auswanderungsschiffen wird man am richtigsten abnehmen, wenn man bedenkt, daß der Passagier in den Augen des Capitains und des größten Theils der Schiffsmannschaft eine Waare ist oder vielmehr noch weniger als Waare; denn für die Ladung pflegt man noch besorgt zu sein um sie vor Beschädigung zu bewahren, während diese Sorgfalt keineswegs in gleichem Maße sich auf Auswanderer erstreckt. Dieser wird als eine Art Auswurf der menschlichen Gesellschaft angesehen, der zu Hause nicht hat gut thun wollen, von dem man sich des Schlimmsten versehen muß und der auch danach behandelt wird. Wir haben diese Erfahrung auf der Prinzeß Louise gemacht; doch habe ich von andern Auswanderern die Behandlung von Seiten ihrer Capitaine auch rühmlich erwähnen gehört und will ich um so lieber Ausnahmen gelten lassen, als ich selbst später manchen recht biedern Seemann kennen gelernt habe. Auch die meisten unserer Matrosen zeigten sich freundlich und gefällig, wie denn mehrere derselben gebildeten Ständen angehörten, andere durch längeren Aufenthalt an verschiedenen Plätzen Amerikas und durch wahrhaft interessante Lebensschicksale eine nicht ganz gewöhnliche Bildung sich angeeignet hatten. Rühmlich muß ich von ihnen erwähnen, daß sie gern den Bedürftigen von ihren Vorräthen mittheilten, ja durch ihre sorgfältige Abwartung sogar wahrscheinlich das Leben eines schwer erkrankten jungen Mannes retteten. — Schwererkranken, — schreckliches Loos am Bord eines Auswandererschiffes! Woher da Ruhe und Bequemlichkeit, woher die passenden Nahrungsmittel, woher oft Heilmittel und ärztliche Hülfe nehmen!

Zwar soll auf jedem derartigen Schiffe ein Arzt sein; aber wie oft wird ganz untauglichen Subjecten ohne Kenntniß, ohne Erfahrung gegen freie Ueberfahrt die Sorge für

die Gesundheit von Hunderten anvertraut! Wehe dem Unglücklichen, der von irgend einem bedeutenden Uebel befallen wird; wenn die Natur ihm nicht zu Hülfe kommt, von Menschen hat er wenig zu hoffen. Und doch sind Krankheiten nicht selten. Die von der früheren ganz verschiedene Lebensart, der tägliche Genuß schwerer, kräftiger Speisen ohne körperliche Anstrengung, der Aufenthalt in beschränkten, mit Dünsten aller Art angefüllten Räumen müssen bei den Meisten einen schädlichen Einfluß ausüben, ungerechnet die Leiden, welche die sogenannte Seekrankheit über viele verhängt. Kaum hatten wir auch die Nordsee erreicht, so ging die Noth an. Klagen, Gestöhn auf allen Ecken und Enden. So viel Mittel auch dagegen angewendet wurden; es bewährte sich keins; höchstens verzögerten sie den Ausbruch. Einige genossen nichts, andere füllten den Magen, einige beschlossen die Unvermeidliche in der Coje liegend zu erwarten, andere gestärkt durch Wein, Spirituosen und scharfe Speisen singend und springend ihr die Stirn zu bieten. Doch viele der letzteren folgten bald den ersteren, um in einen halb bewußtlosen Zustand zu versinken. Hier ächzten Kinder, dort gab es bittere Vorwürfe, welche die schwer leidende Frau über ihren Gatten ausschüttete, der sie veranlaßt habe auf ein Schiff zu gehen, wo sie nun den Geist aufgeben müßte. Armer, beklagenswerther Mann, so gern Du helfen möchtest, Du kannst es nicht; wohl Dir, wenn Du selbst auf Dein Lager geworfen wirst und in einen Zustand versinkst, in dem Dir selbst der Untergang der Welt gleichgültig sein würde. Bleibst Du aber bei Besinnung, nun dann wünschest Du Dich gewiß mit den Deinen zurück nach dem sichern Lande und beklagst die Stunde, die Dich auf das schwankende Meer führte. — Bei vielen ist nach Verlauf des ersten heftigen Anfalls die Schwierigkeit überwunden und sie sind seefest geworden, bei andern wiederholt sich das Uebelbefinden bei jedem etwas heftigeren Schwanken des Schiffes; ja es giebt Personen, die, so lange das Schiff sich bewegt, das Gefühl des Unwohlseins nicht los werden. Ein kräftiger Wille kann viel dazu thun, um die Krankheit wenigstens abzukürzen und der Aufenthalt in freier

Luft läßt den angegriffenen Körper leicht wieder sich erholen, auch will ich der Behauptung von Seeleuten, daß ein solches Durchschütteln desselben zu seinem späteren Wohlbefinden während der Reise viel beitrage, nicht entgegentreten, obwohl ich an mir selbst nicht das Gegentheil erfahren, denn ohne seekrank gewesen zu sein, habe ich mich auch später stets wohlgefühlt. —

Ueberhaupt konnten wir Gott danken, daß schwere Erkrankungen wenigstens bei Erwachsenen selten vorkamen. Von den Kindern starben während der ganzen Reise sechs; fünf wurden geboren. Zum Glück hatten wir eine sehr geschickte Hebamme am Bord, so daß, da auch Schomburgk einen Cursus in der Entbindungslehre durchgemacht, wir hier kein Opfer zu beklagen hatten. Auf andern Schiffen dagegen, die nach Australien kamen, waren sehr zahlreiche Erkrankungen und Todesfälle vorgekommen, besonders auf der Wilhelmine Marie und auf der Emmy. Letzteres soll an 30 Todte während der Ueberfahrt gehabt haben; ein englisches Schiff erhielt sogar deswegen den Namen „Todtenschiff." —

Obgleich nun von den 6 Kindern, die von unserem Schiffe abgefordert wurden, die meisten noch im zartesten Alter standen (nur ein niedliches Mädchen hatte das 8te Jahr bereits zurückgelegt) so wurde doch das Herz der Eltern auf das Schmerzlichste durch den Verlust zerrissen; ja dieser Schmerz tritt um so stärker auf, da der Gedanke nahe liegt: „Unser Kind wäre uns vielleicht erhalten, wenn wir zu Hause geblieben wären, wo wir ihm alle Hülfe und Pflege konnten angedeihen lassen;" der Stachel desselben wird geschärft, da den Angehörigen des Verstorbenen der letzte Trost genommen ist, die geschmückten Ueberreste des Geliebten der Mutter Erde zu übergeben und die Stätte zu pflegen, wo ihr Liebling ruht. — In Segeltuch gehüllt und mit einem Sack voll Steinkohbeschwert wird die Leiche sobald als möglich in das Meer hinabgesenkt. Gewöhnlich geschah dies mit Sonnenuntergang. Das Schiff wurde beigedreht, d. h. durch die Stellung der Segel in seinem Laufe gehemmt, die Trauerflagge aufgehißt, von der Versammlung wurden ein paar Verse gesungen, von

einem von uns einige passende Worte gesprochen und dann unter einem stillen Gebet die Leiche der großartigen Gruft übergeben. Eine ernste Stimmung hatte sich wenigstens für den Rest des Abends aller bemächtigt; wohl mochte mancher besorgte Blick eines Vaters oder einer Mutter auf den Kindern ruhen und die bange Frage ihre Seelen beschleichen, „werden sie mir erhalten bleiben, werde ich sie glücklich hinüberfahren über das weite Meer, oder werde ich nicht vielleicht selbst ihnen entrissen und sie doppelt hülflos zurücklassen?

Ja, Ihr Auswanderungslustige, sehet Eure Kinder an! Ich weiß wohl, gerade ihnen möchtet Ihr ein glückliches Loos bereiten, sie sollen das genießen, was Ihr durch Euren Fleiß in fremden Landen aufzubauen gedenkt. Ihr redet Euch selbst ein, es sei nur Euer Kinder Glück, was Ihr sucht. Wie aber, wenn Ihr zarter Körper unter den Beschwerden einer Seereise erliegt, wie, wenn Ihr ihnen entrissen werdet und sie als Waisen in der freundlosen, neuen Heimath landen? Ich gestehe es, unendliche Sorge hat mich in dieser Hinsicht gequält; jedes Unwohlsein von einem der Meinigen gab ihr neue Nahrung und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mich alle gesund und wohlbehalten hat zurückführen lassen.

II. Abschnitt.

Die Reise bis Rio de Janeiro, Aufenthalt daselbst und Fortsetzung der Fahrt bis Port Adelaide.

In ungefähr 3 Wochen hatten wir die Nordsee und den Canal glücklich passirt; allmälig gewöhnte man sich an das Schiffsleben; mit dem Eintritt in wärmere Climaten war es selbst den Schwachen und Kranken möglich, einige Stunden des Tages sich des heiteren Sonnenscheins und der milden, reinen Luft zu erfreuen. Der Anblick des Meeres und der mannigfach wechselnden Erscheinungen auf demselben, die

prachtvolle Färbung des Himmels, besonders bei Sonnenauf- und Untergang, erhob die Seele und gewährte Zerstreuung; hierzu kamen noch Lektüre und mancherlei Spiele. Auch an Arbeit fehlte es nicht, wenigstens fand der, welcher sich körperlich beschäftigen wollte, häufig Gelegenheit dazu, ja oft mangelte es an Händen, da viele von der Ansicht ausgingen, auf dem Schiffe hätten sie nicht nöthig zu arbeiten. So lange es Kartoffeln gab, waren diese in großer Masse zu schälen, oder für den Abend zu waschen; Vorräthe mußten aus den unteren Räumen herausgeschafft werden, denn, da der Capitain dieselben nicht zu verwalten hatte, so ließ er das Herausschaffen auch nicht von den Matrosen besorgen. Von Zeit zu Zeit war Wasser für die auf dem Deck liegenden leer gewordenen Fässer von unten heraufzuholen, eine Arbeit, zu der gewöhnlich 30 bis 40 Männer oft mit Widerstreben herangezogen wurden. Die Reinigung der Cojen, sowie des Zwischendecks, die Säuberung des Eß- und Trinkgeschirrs nahm ebenfalls manche Kräfte in Anspruch und endlich sah es die Schiffsmannschaft sehr gern, wenn ihnen bei ihren Arbeiten Seitens der Passagiere hülfreiche Hand geboten wurde. Einzelne Handwerker schlugen ihre Werkstatt auf, besonders sah man Schneider im großen Boote bei gutem Wetter fleißig arbeiten, andere halfen dem Koch oder schnitzten Löffel und Kellen, noch andere arbeiteten besonders hinter Rio de Janeiro an Kokosnüssen, aus denen sie niedliche Schalen fabricirten.

Da die Prinzeß Louise ziemlich gut segelte, rückten wir rasch vorwärts und passirten schon am 10. Mai die Linie. Wie zu erwarten stand, ließen auch unsere Matrosen die Gelegenheit, sich einen Festtag zu bereiten, nicht vorübergehen. Kurz nach 12 Uhr erschien Neptun nebst seiner hohen Gemalin, bekleidet mit allen Abzeichen ihrer Herrschaft in Begleitung ihres Haushofmeisters vor dem Capitain auf dem Hinterdeck; Neptun erklärte in wohlgesetzter Rede den Zweck seines Erscheinens auf dem Schiffe, und bat den Commandeur desselben um die Erlaubniß, sowohl unter der Mannschaft, als unter den Passagieren nachsehen zu dürfen, ob einige dersel-

ben zum ersten Male die Linie passirten, um sie zum Uebergang nach der südlichen Halbkugel würdig und geschickt zu machen. Natürlich gehörten wir alle mit wenigen Ausnahmen zu dieser Klasse; doch um den Scherz nicht zuweit auszudehnen, wurde nur eine Auswahl getroffen, zumal da die Meeres-Majestät durch den reichen Ertrag einer vorhergegangenen Sammlung sehr zur Nachsicht gestimmt war. Trotzdem wurde einigen derb mitgespielt und selbst das weibliche Geschlecht nicht verschont. Wenn das Gesicht der letztern auch nicht mit Rußbutte eingerieben und mit einem riesigen hölzernen Rasirmesser abgeschabt wurde, so entgingen sie doch nicht einigen schwarzen Strichen und noch weniger einem tüchtigen Bade mit Seewasser. Am unbarmherzigsten wurde mit dem Koch verfahren, der sich durch seine Unreinlichkeit, sowie dadurch, daß er in der Betrunkenheit den Matrosen mehrmals Kaffee in Seewasser gekocht, vorgesetzt, ihre Unzufriedenheit zugezogen hatte; doch heldenmüthig ergab er sich in sein Schicksal und ertrug ohne Murren alle in reichlichem Maße über ihn verhängten Qualen. Weniger gutwillig ergaben sich zuletzt einige Passagiere und beinahe wäre aus dem Scherz ein bitterer Ernst geworden, denn bereits hatten einige Hitzköpfe erklärt, nöthigenfalls mit Waffen jeder Art sich vertheidigen zu wollen. Zum Glück erklärte Neptun sich zufriedengestellt und zog sich nach seinen unterseeischen Gemächern zurück. —

Ich hatte befürchtet, wir würden mehr von der Hitze zu leiden haben und war nicht der Einzige, der sie ganz erträglich fand. Freilich veranlaßte sie manche andere Unannehmlichkeit. Ungeziefer mancherlei Art vermehrte sich in Folge derselben so stark, daß es für viele unmöglich war, im Zwischendeck zu übernachten; wer daher ein Plätzchen auf dem Deck finden konnte, pflegte dort die Nacht zuzubringen. Weder der Nachtthau noch ein leichter Regen konnte uns veranlassen, die angenehme Kühle der Nacht mit dem erstickenden Qualm zu vertauschen, der aus den geöffneten Luken herausströmte.

Von der Linie aus wußten wir, daß unser Schiff in Rio de Janeiro einlaufen würde, was der Capitain bis dahin

stets in Zweifel gestellt hatte, obgleich, wie es sich später erwies, ihm die Reiseroute von dem Rheder bestimmt vorgeschrieben war und er danach in Bahia oder Rio landen sollte. Ich habe überhaupt bemerkt, daß die Schiffs-Capitaine eifrigst besorgt sind, sich nicht in die Charte sehen zu lassen, während man doch erwarten sollte, daß sie schon der Unterhaltung wegen gern bereit sein würden, dem wißbegierigen Reisenden das Resultat ihrer Beobachtungen mitzutheilen. Ich habe mehrfach die Erfahrung gemacht, daß der Capitain ungern auf die Frage, unter welchem Grade sich das Schiff befinde, antwortete, oder wohl gar eine ungenaue Antwort ertheilte; ja es ereignete sich einige Male, daß, wenn einer der Steuerleute den Passagieren Mittheilungen gemacht hatte, der Capitain Gelegenheit nahm, den Mann deshalb zu tadeln, oder ihn wohl gar eine Zeit lang von der Theilnahme an den Berechnungen ausschloß. Vielleicht wollen sie durch diese Zurückhaltung die Fragen müßiger Neugier abschneiden; wahrscheinlicher scheint mir indeß der Grund in einer kleinlichen Furcht zu liegen, in ihrem Ansehn etwas einzubüßen, wenn vielleicht ihre Beobachtungen und Berechnungen sich als nicht ganz genau erweisen, oder wenn der Passagier zu der Ansicht kommen könnte, daß diese Berechnungen nicht so schwierig sind und zu ihnen nicht der überaus hohe Grad von Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit gehört, als sie demselben gern einreden möchten.

Unsere Blicke waren immer sehnsuchtsvoller nach Süd-Westen gerichtet; dort winkte uns Erholung und Erquickung, vielleicht sogar gänzliche Befreiung; denn mehrere waren entschlossen, wenn sich die Verhältnisse nur einigermaßen günstig gestalteten, das Schiff zu verlassen und in Rio zu bleiben.

Endlich am Abend des 26. Mai erblickten wir das Cap Frio und legten uns mit der Hoffnung nieder, am andern Tage vielleicht schon vor Anker gehen zu können. Sie wurde erfüllt; ein doppelter Festtag wurde uns der erste Pfingstfeiertag. Früh 4 Uhr sahen wir die felsige Küste auftauchen und Abends 5 Uhr segelten wir, einem amerikanischen Schoner folgend, durch das riesige Felsenthor, vor den schützenden

Batterien vorüber in den äußeren Hafen Rios ein, und ließen durch einen Kanonenschuß vor weiterem Vordringen gewarnt, unfern des Zollschiffes die Anker fallen. Vor uns oder vielmehr rings um uns bot sich uns ein Anblick dar, so großartig so gewaltig, daß wir alles Andere vergessend, unsere Augen nicht abwenden mochten von einer Scenerie, die an Schönheit unsere glänzendsten Erwartungen übertraf. Hier das großartige Wasserbecken, tief in das Land sich hineinerstreckend, und bedeckt mit Fahrzeugen aller Größe und aller Nationen; dort die kühn in das Meer hineingebauten Bastionen, bereit aus ihren Feuerschlünden jedem Verderben zuzuschleudern, der es wagen möchte, ihnen feindlich zu nahen; dann in weiter Ausdehnung die Stadt, mehr zusammengedrängt in der Nähe des Hafens, zerstreut am Abhange der Berge, von deren einzelnen Vorsprüngen Klöster hinabschauten in das profane Treiben der unteren Massen; das Ganze eingeschlossen von reich belaubten Bergen unter denen der Corcovado sein stolzes Haupt erhob und dennoch bescheiden in den Hintergrund trat vor der im Glanze der Abendsonne schimmernden blauen Gebirgskette des Westens.

Die hohe Schönheit der Lage Rios ist zu oft und von besseren Federn gewürdigt worden, als daß ich länger bei ihr verweilen sollte; die Erinnerung daran erfüllt mich noch heute mit Entzücken und ich rechne die dort empfangenen Eindrücke zu den angenehmsten Erfahrungen meiner ganzen Reise. — Bis spät in die Nacht hinein blieben wir auf dem Deck, mit dem Eintritt der Dunkelheit tauchten unzählige Lichter auf, von der Stadt her erscholl der Zapfenstreich zu uns herüber; unsere Sänger ließen deutsche Lieder ertönen, denen bald von einem benachbarten Fahrzeug französische Weisen antworteten. Am andern Morgen von der Janitscharen-Musik im nahen Fort geweckt, erwarteten wir mit Ungeduld die Zoll- und Sanitätsbehörden, besonders die letztere, da von ihrer Erklärung die Erlaubniß ans Land zu gehen abhing. Endlich erschienen sie, fanden nach dem Bericht des Capitains den Gesundheitszustand des Schiffes befriedigend, und wer nur einiger-

maßen konnte, eilte auf den mit Negern bemannten Ruderböten, die indessen sich eingefunden hatten, dem Lande zu.

Am Largo do Palacio, dem kaiserlichen Palast gegenüber landend, sahen wir uns plötzlich in eine neue Welt versetzt. Ein barfüßiger, halbnackter Neger wurde mit unseren Sachen beladen, und durch den Dr. Mathaei, einen Deutschen, der die Landsleute auf der Straße erkennend uns freundlich seine Hülfe anbot, gelang es uns bald ein Unterkommen im Hotel de la marine zu finden, während andere sich in dem deutschen Kaffeehause von Fechtler einquartierten. Die nachfolgenden Tage wurden dazu benutzt, Rio und seine nächste Umgebung kennen zu lernen; leider konnte ich durch die Sorge für meine jüngste Tochter, die am Fieber daniederlag, in Anspruch genommen, meinem Drange, alles Interessante und Merkwürdige in Augenschein zu nehmen, nicht in seinem ganzen Umfange genügen; doch hatten wir diesem Krankheitsfall die Bekanntschaft des Dr. Lallemande, eines der gesuchtesten Aerzte Rios und dessen liebenswürdiger Familie zu verdanken. Seiner freundlichen uneigennützigen Bemühung, seiner regen Sorge für das Wohl seiner Landsleute im Allgemeinen, sowie insbesondere seiner lebendigen Theilnahme für mein und der Meinigen Schicksal, nicht minder der herzgewinnenden Freundlichkeit seiner Gattin öffentlich zu gedenken, fühle ich mich um so mehr verpflichtet, als dies der einzige Dank ist, den ich der lieben Familie darzubringen vermag.

Rio de Janeiro, die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens und des ganzen Kaiserreichs liegt auf einer im Osten vorspringenden Landzunge. Die Stadt zieht sich an der Breite des Hafens entlang, und ist von dem Corcovado und dessen Vorbergen eingeschlossen. Am Anfang der am nördlichsten gelegenen Hauptstraße liegt das Kloster St. Bento, ein starkes, riesiges Gebäude, auf der Spitze eines niedern Vorsprungs, der sich schroff aus dem Meere erhebt. Früher den Jesuiten gehörig, wird es seit Aufhebung dieses Ordens als Kaserne benutzt. Von hier aus übersieht man den ganzen Hafen und die kleinen schönen Inseln, die zerstreut in der Bai umherliegen. Am Fuße des Felsens liegt das Arsenal der Marine,

und am entgegengesetzten Ende der Stadt das Arsenal da guerra. Nicht minder beachtungswerth ist die Kirche Nossa Signora da Gloria auf der Südspitze des Corcovado, von wo aus man die ganze Stadt übersehen kann. Die Hauptstraßen, Ruas genannt, laufen meistentheils mit dem Strande parallel, und werden von anderen, die vom Gestade des Meeres bis zum Gebirge führen, rechtwinklig geschnitten. Sie sind, obwohl ziemlich gerade und mit Trottoirs versehen, doch meist schmal, schlecht gepflastert und von spärlich vertheilten Oellampen dürftig erleuchtet. Bei Regengüssen strömt das Wasser über sie hin, so daß es schwierig ist, dieselben zu passiren. — Die Häuser sind klein und schmal, nie über 2 Stockwerk hoch aber sehr tief; die Gemächer gewöhnlich finster und deshalb in der heißesten Zeit kühl. Nur in der Neustadt, welche dicht am Fuße des Gebirges liegt, sind die Häuser theilweise nach neuerem Geschmack erbaut. Die Häuser der Altstadt haben selten einen Hof, noch weniger einen Garten und werden häufig als Geschäftslokale benutzt, da jeder wohlhabende Bürger außerhalb der Stadt ein kleines Grundstück besitzt oder gemiethet hat, auf dem die Familie lebt und zu dem er sich am Abend zurückzieht. — Das zweckmäßigste und großartigste Bauwerk Rios ist die große Wasserleitung oder Cariocca. Sie ruht auf Schwibbogen, welche sich in zwei Reihen über einander erheben und führt das Wasser von der Höhe des Corcovado nach der Stadt, wo es an verschiedenen Plätzen aus zahlreichen Röhren hervorsprudelt, und von dort durch Wasserträger sowohl, wie auf zweirädrigen Karren nach allen Gegenden gebracht wird. Man folgt den weißen Mauern der Cariocca, wenn man den Corcovado besteigt, da der Weg längs derselben zu ihm hinaufführt. Es ist diese Parthie eine der belohnendsten, die man machen kann. Hat man die erste Höhe erstiegen, so führt der Weg auf dem Vorberge entlang, allmälig aufsteigend, an Hütten und Landhausern, so wie an den herrlichsten Schluchten und Thälern vorüber welche die prachtvollsten Durchblicke auf Stadt, Hafen und Meer darbieten, endlich zu einem Wasserbecken, in dem die von dem Corcorado herabstürzenden Gewässer gesammelt und

nachher von der Wasserleitung aufgenommen werden. Von hier wird der Weg schwieriger, ohne an Interesse zu verlieren; ein Urwald nimmt den Wanderer auf, überall üppige Tropenvegetation, eine Fülle fremdartiger Gewächse, besonders prächtiger Schlingpflanzen, reiche Ausbeute für Naturforscher und Sammler. Zuletzt wird der Wald lichter, noch ein steiler Abhang ist zu überwinden, man tritt hinaus auf den Gipfel. Dieser besteht aus 2 Spitzen, die durch eine Brücke mit einander verbunden und mit einem Geländer umgeben sind. — Weithin über das Meer schweift der ungehinderte Blick und ruht dann mit inniger Befriedigung auf dem köstlichen Panorama tief unter ihm. Wer einen etwas abschüssigen Weg nicht scheut, kehre auf der anderen Seite des Berges zurück, besuche noch den in dieser Gegend belegenen botanischen Garten und fahre dann mit dem Dampfboot nach der Stadt zurück, denn zwischen dieser und den fern gelegenen Punkten der Bai besteht eine regelmäßige Dampfbootverbindung.

Außer dem Opernhause, was zweckmäßig gebaut, aber ärmlich ausgestattet ist und einigen Hospitälern, von denen besonders das eine, **Hospital da misericordia**, in der Nähe des Hafens liegend durch seine Größe und Ausdehnung die Blicke der Fremden auf sich zieht und das auch zur Aufnahme fremder Seefahrer bestimmt ist, besuchten wir mehrere Kirchen. Dieselben sind weniger als kostbare Werke der Baukunst oder durch schöne Gemälde, als vielmehr durch die Pracht und den Reichthum ihrer innern Ausschmückung bemerkenswerth. In einer wurde gerade das Fest ihres Heiligen begangen und es war daher Alles aufgeboten worden, die inneren Räume auf das Glänzendste zu schmücken, so daß die reiche Vergoldung, die kostbaren Gefäße, die prachtvollen, mit Gold und Edelsteinen besetzten Gewänder, strahlend im Glanze unzähliger Lichter, die Augen der Eintretenden blendeten. Gewöhnlich ist mit diesen kirchlichen Festen auch ein Volksfest verbunden. Der Platz vor der Kirche war daher erfüllt mit einer schaulustigen Menge; einzelne Buden lieferten allerlei Erfrischungen und gegen 11 Uhr wurde ein Feuerwerk abgebrannt, welche Art der Belustigung der Brasilianer, wie

alle Bewohner der heißen Zone so liebt, daß bei allgemeinen Festen fast auf allen Straßen Raketen und Schwärmer losgelassen werden, nicht selten zum großen Schrecken der Vorübergehenden, die mit ihnen öfters in unmittelbare Berührung gerathen.

Der Besuch des Passejo publico oder des öffentlichen Spaziergangs Rios ließ uns auch die elegante Welt Rios näher in Augenschein nehmen. Der Passejo publico ist ein großer, von Baumalleen durchschnittener, auf drei Seiten mit einer hohen Mauer umgebener, auf der vierten von der Bai begränzter Garten. Der schönste Platz ist die am Ende des Gartens hart am Strande gelegene, 10 Fuß hohe, 100 Fuß lange und 40 Fuß breite Terrasse, mit einem 10 Fuß breiten Vorbau in der Mitte, zu dem von beiden Seiten granitne Treppen führen. An beiden Enden der Terrasse steht eine kleine Kapelle, deren eine zum Gottesdienst, die andere als Pavillon benutzt wird. Hier ist der Sammelplatz der feinen Welt Rios und in schönen Mondnächten ist der Passejo stark besucht. Die Schwüle des Tages ist dann gewichen, eine leiche Seebrise verscheucht den Rest derselben, unter den herrlichen Bäumen lustwandelnd freut man sich der Kühle des Abends oder schaut von der Terrasse hinüber über das weite Wasserbecken hin zu den in grotesken Formen hervortretenden Gebirgsmassen, oder läßt sich von dem leisen Geräusch der wiederkehrenden Brandung in süße Träume wiegen. Man trifft auf dem Passejo nur sauber gekleidete Spaziergänger, denn der mit Lumpen bekleidete, barfüßige Neger darf den Platz nicht betreten.

Der barfuß einhergehende Neger ist Sclav, Schuhe und Strümpfe sind Zeichen der Freiheit. Freilich kommt es häufig vor, daß den freigewordenen Neger der Schuh drückt; denn es geht ihm öfters nicht zum Besten, daher sieht man fast mehr zerlumpte Neger und Negerinnen in Schuhen als barfuß, ja die Barfüßigen sind öfters so prächtig gekleidet, daß sie unsern geschmückten Lakeyen nicht nachstehen. Auch werden die Sclaven im Allgemeinen gut gehalten, da einmal schon der eigne Vortheil des Herrn ihm hierzu räth, anderer

Seits aber Gesetze darüber wachen. Dennoch berührte mich der Anblick der Slaven höchst schmerzlich und ich konnte nicht ohne Wehmuth hinblicken auf diese Entwürdigung des Menschengeschlechts. Viele Personen in Rio halten Sclaven und vermiethen sie, wie bei uns die Last- und Zugthiere, andere schicken die ihrigen aus, damit sie sich selbst Arbeit suchen, und wahrscheinlich werden die Armen nicht eben freundlich empfangen, wenn sie nicht den erwarteten Tageslohn nach Hause bringen. Uebrigens habe ich selbst fein fühlende Personen die Sclaverei vertheidigen hören, und muß daraus schließen, daß der Abscheu, den wir in Europa dagegen haben, bei längerem Aufenthalt in Sclavenländern leicht schwindet. Besonders unangenehm soll es sein, wenn man neben Sclaven noch weiße Bedienung hat; denn bei einem zwischen beiden ausgebrochenen Streit muß der Weiße immer Recht haben, mag er auch im schreiendsten Unrecht sein; das Gegentheil würde ja die ganze Race in den Augen der Farbigen herabsetzen.

Mehrmals besuchte ich am frühen Morgen den Fisch-, Gemüse- und Fruchtmarkt, um mich an dem Anblick der dort ausgelegten Gegenstände zu erfreuen. Der Fischmarkt interessirte mich besonders; er nimmt die eine Seite eines großen viereckigen Platzes ein, der rings von einer doppelten Reihe von Kaufhallen eingeschlossen ist. Die fischreiche Bai liefert eine reiche Ausbeute und mit Bewunderung betrachteten wir die uns ganz neuen Formen der Meeres-Bewohner. Auf den übrigen Seiten enthielten die Hallen tönerne Gefäße, Matten, Wirthschaftsgegenstände, Vögel, Affen, Kokosnüsse u. a. m. In der Mitte des mit Fliesen belegten Platzes hatten die Gemüsehändler ihre Waaren ausgelegt; der Fruchtmarkt befand sich unweit davon: mehr in der Nähe des innern Hafens und war gewöhnlich mit Haufen von Apfelsinen, Limonen, Bananen und andern Früchten so reichlich ausgestattet, daß wir für einige Vinteinen (20 Reis. — 1000 Reis = 25 Sgr.) uns reichlich damit versehen konnten. Von den Apfelsinen behauptet der Brasilianer, sie seien früh Morgens genossen Gold, Mittags Silber, Abends Blei.

Sie und die Bananen waren mir die liebsten Früchte. Letztere habe ich später in Batavia weit schöner gefunden; doch Apfelsinen habe ich nie wieder so schön gegessen als in Rio.

Auf Veranlassung des Dr. Lallemande, der sich, wie gesagt, lebhaft für uns interessirte und überzeugt war, daß wir durch Fortsetzung unserer Reise nach Australien nur unserem Unglück entgegengingen, wurde in Rio noch einmal der Versuch gemacht, uns zurückzuhalten. Zwei Schiffskapitaine, die beide schon Auswanderer nach Adelaide geführt hatten, kamen zu mir und entwarfen ein Gemälde von den dortigen Zuständen, das allerdings nicht einladend war; doch wenn ihre Schilderungen mich auch mit Besorgniß erfüllten, die Hoffnung, daß wir es doch besser finden würden, hielt sich noch aufrecht, zumal da ich auch in Rio keine Gelegenheit sah, mir die Mittel zu unserer Subsistenz zu erwerben. Ueberdieß war ja der größte Theil meiner Effekten vielleicht schon nach Adelaide unter Weges; sollte ich sie aufgeben? Ich beschloß die Weiterreise; doch nur ungern trennten sich die Meinigen von dem schönen Rio. Der Dr. Lallemande ersuchte mich beim Abschiede, ihm über die Verhältnisse in Australien die Wahrheit zu schreiben, damit er wo möglich durch Darlegung derselben Anderen nützen könne, und beschwor mich zugleich, wenn ich zu der Ueberzeugung käme, daß ich mich in Australien geirrt, die Meinen nicht durch längeren Aufenthalt einem sichern Verderben auszusetzen. Ich versprach es ihm und habe mein Wort gehalten: ein längerer Bericht über Adelaide ist in seine Hände gelangt und die Meinen sind mit Gottes Hülfe gerettet. Am 4. Juni Abends gingen wir wieder an Bord; doch zwanzig unserer bisherigen Gefährten waren zurückgeblieben, meistens Holz- und Eisenarbeiter, die zum Theil in dem Arsenale, in den Kaiserlichen Werkstätten, theils bei Privaten unter günstigen Bedingungen Arbeit gefunden hatten. Nach Briefen, die später von ihnen in Adelaide eintrafen, ging es fast allen recht gut; doch bekanntlich hat das gelbe Fieber, bisher dort ein unbekannter Gast, schon zwei Jahre in Rio gewüthet, und die meisten derselben sind ihm als Opfer gefallen.

Am 5. Juni früh morgens verließen wir bei günstigem Winde den Hafen, um aufs neue zwei Monate lang auf dem Meere herumzuschwimmen. Der Capitain hoffte unter dem 38. bis 40. Grade südlicher Breite den Passat zu finden, wir schlugen daher die Richtung nach SSO. ein, passirten am 26. Juni das Cap, ohne jedoch von der Südspitze Afrikas irgend etwas zu sehen, und am 11. Juli die kleinen Inseln St. Paul und Amsterdam, nach denen wir ebenfalls vergebens ausschauten, da wir 6 Meilen nördlich an ihnen vorüberfuhren.

Das Leben auf dem Schiffe hatte sich, was die äußere Bequemlichkeit und Verpflegung betraf, etwas besser gestaltet; was die innere Harmonie anlangte, war es wo möglich noch schlechter geworden. Dadurch, daß zwanzig Personen das Schiff verlassen hatten, war es möglich geworden, einige Cojen abzubrechen und im Zwischendeck mehr Platz zu verschaffen, ebenso wurde in Folge dessen eine zweckmäßigere Vertheilung der Passagiere veranstaltet. — Von Rio aus hatten sich viele mit den Vorräthen versehen, die sie durch die Erfahrung als die zweckmäßigsten erkannt hatten, ebenso war von dort aus Kochgeschirr mitgenommen, so daß es möglich war, sich manche Erleichterung zu verschaffen. Leider aber war auch der Vorrath an geistigen Getränken erneut und besonders Rum und feuriger Lissabonner Wein in ziemlich großen Quantitäten an Bord geschafft worden. Die schon vor Rio entstandenen Parteien traten noch feindseliger einander gegenüber, so daß endlich der alte Vorstand abdankte und ein neuer gewählt ward; dazu kam, daß der Capitain nicht nur seinen alten Streit mit dem Obersteuermann erneuete, sondern auch mit der Mannschaft zerfiel und sogar mit einem derselben in eine sehr unangenehme Berührung kam. Um sich zu rächen, erklärte er die Mannschaft chikaniren zu wollen und befahl trotzdem, daß eine sehr steife Briese wehte, Leesegel beizusetzen. Dem widersprach der Obersteuermann und machte auf die Gefahr aufmerksam, die aus dem Beisetzen von Leesegeln bei starkem Winde erwachsen müsse; doch der Capitain bestand auf seinem Willen und der Obersteuermann legte sie-

der sein Amt nieder, als daß er ihn ausführen ließ. Dennoch wurde er ausgeführt; der zweite Steuermann wagte nicht zu widersprechen, und mehrere Stunden lang war das Schiff einer möglicher Weise nicht unbedeutenden Gefahr ausgesetzt, nur damit der Capitain seiner kleinlichen Rachsucht fröhnen konnte; denn kaum hatte er das Deck verlassen, so wurden die Leesegel abgenommen. Nicht minder rücksichtslos war sein Benehmen gegen die Passagiere. Nicht nur daß er sich, besonders gegen Abend, in den beleidigendsten Redensarten über sie äußerte; er ging eines Abends sogar soweit, Hand an einen jungen Mann zu legen und wurde nur durch das Zwischentreten ruhiger und besonnener Männer vor einem thätlichen Ausbruch des hoch gesteigerten Unwillens der Passagiere bewahrt. Um der Veranlassung zu ähnlichen Scenen vorzubeugen, fing ich in der letztern Zeit an, im mittleren Raum des Zwischendecks etwas vorzulesen; es gelang mir, den größten Theil der Passagiere einige Stunden des Abends, gewöhnlich von 6 bis 8 Uhr, um mich zu versammeln, und obwohl der Versuch gemacht wurde, auch hier störend einzuwirken, so wagte man es doch nicht, ernsten Widerstand fürchtend, denselben zu wiederholen.

Ich gestehe es, unter diesen Verhältnissen wurde u.. die Zeit oft recht lang, dennoch stieg meine Besorgniß, je näher wir unserem Ziele kamen, und zwischen Furcht und Hoffnung sah ich dem Tage entgegen, an dem wir in Australien landen würden.

Endlich am 6. August früh 8 Uhr erblickten wir in NNO. Land, bald trat eine steile Felsenküste deutlich heraus. Es war Känguruheiland, dem wir uns von SW. näherten. Wir mußten einen großen Theil der Insel umfahren, um nach der N.W.-Spitze zu gelangen, welche dem Busen von Vincent, in den wir einfahren mußten, gegenüber liegt. Auf dieser ganzen Seite fällt die Insel schroff nach dem Meere zu ab; einzelne Höhen waren mit Wald bewachsen, der jedoch einen sehr monotonen Charakter zu haben schien; ein auf der Nordseite im Gebüsch bemerkbares Gebäude, dessen Fenster im Schein der Abendsonne leuchteten, so wie von der

Insel aufsteigender Rauch bewiesen, daß sie nicht unbewohnt war. — Am andern Morgen waren wir bereits in den Busen von Vincent, der sich tief in das Land hineinerstreckt, eingefahren und zur Seite lag eine sandige, niedrige Küste, mit Strauchwerk und wenigen Bäumen bedeckt; wir passirten das Leuchtschiff und um 10 Uhr kündigte aufsteigender Dampf das Nahen eines Dampfboots an. Unser Capitain lehnte es ab, das Schiff von demselben einbugsiren zu lassen, und nahm nur einen Lootsen an Bord. Bald darauf bogen wir, die nördliche Spitze der Halbinsel, an der wir bisher entlang gefahren waren, umsegelnd, in einen Arm des Meerbusens ein, der sich von hier nach SO. erstreckte, kamen glücklich (unser Schiff ging 14 Fuß im Wasser) über eine Barre, die sich vor demselben hinzieht und ließen uns von der Flut langsam nach Port Adelaide treiben, wo wir gegen Mittag anlangten, und mitten im Hafen vor Anker gingen.

III. Abschnitt.

Landung in Australien, Besuch der Hauptstadt Adelaide, meine Niederlassung in der Nähe derselben, mancherlei Unglücksfälle, Entschluß zur Rückkehr.

Da waren wir! Das war also das vielbesprochene, heißersehnte Süd-Australien! Wie forschend hingen Aller Blicke an dem Lande, wie war ein jeder bemüht, aus dem, was er sah, einen für seine Hoffnungen günstigen Schluß zu ziehen! Romantisches bot sich zwar Nichts dar; eine niedere sumpfige oder sandige Küste, meist kahl und öde, dann eine baumlose Ebene und nur in weiterer Ferne eine Hügelkette; jedoch der ungefähr mit 20 Schiffen besetzte Hafen, der Hafenort selbst mit ziemlich stattlichen Gebäuden, die sich am Wasser hinzogen, das Bollwerk, an dem Schiffe aus- und einluden, die mit Waaren beladenen Karren ließen auf einen regen Verkehr schließen und stärkten die durch den ersten Anblick des

Landes etwas gesunkene Hoffnung. Doch warum das Alles aus der Ferne betrachten, warum nicht in der Nähe, an Ort und Stelle Erkundigung einziehen?

Gerüstet war ich und mit zwei Gefährten, von denen der eine des Englischen vollkommen mächtig war, beschloß ich augenblicklich mir größere Gewißheit zu verschaffen. Wir bestiegen ein herangekommenes Boot, und da der Führer versicherte, wenn wir nicht Emigrants (Leute, die auf Kosten der Regierung herübergeschickt werden) sondern Passengers wären (die ihre Ueberfahrtskosten selbst bezahlt haben) unserem Anslandgehen nichts im Wege stände, so ließen wir uns die 30 Schritt circa hinüberfahren, zahlten à Person einen Sixpence (5 sgr.), und standen bald darauf auf Australischem Grund und Boden. — Das Wetter war schön. Die Hauptstadt Adelaide sollte nur 7 engl. Meilen entfernt sein, wir beschlossen, den Weg zu Fuß zurückzulegen, und schlugen den angebotenen Springkarren aus, ohne freilich zu bedenken, daß es Regenzeit war. Zuerst ging es ganz gut; eine chaussirte Straße führte durch den rechts und links sich ausdehnenden, mit zwei Fuß hohen knorrigen Eispflanzen und verkümmertem Gestripp bedeckten Sumpf; die Straße war hoch aufgetragen und muß eine bedeutende Summe gekostet haben und noch kosten, da an ihrer Erhaltung der schweren Lasten wegen, die sie täglich auszuhalten hat, fortwährend gearbeitet werden muß. Am Ende derselben, also eine Meile von Port liegt Albertown, ein nach dasigen Verhältnissen ziemlich bedeutender Ort von ungefähr 100 Häusern. Hier begann der Weg fast grundlos zu werden, doch die schwierigsten Stellen umgehend, denn zu beiden Seiten dehnte sich ein weiter Anger aus, setzten wir unsere Wanderung fort und ließen uns selbst durch einige Regenschauer nicht bewegen, in den zur Seite liegenden Wirthshäusern einzukehren. Bald kamen wir an einzelnen Farmen vorüber und bewunderten üppige Weizenfelder; dagegen machten Gruppen von Eukalypten mit ihrer Laubarmuth (einige derselben waren ganz kahl und ihre Lebenskraft wahrscheinlich schon zerstört) einen nicht angenehmen Eindruck auf uns, auch wollten die ärmlichen Hütten der

Farmer, gegen die unsere Bauerwohnungen als Prachtgebäude erscheinen, uns nicht gefallen. Der nächste größere Ort, schon hielten wir ihn für Adelaide, das jedoch ¾ Meilen weiterhin liegt, bestand eigentlich aus zwei Ortschaften Broden und Hindmarsh, nur durch die Landstraße von einander getrennt. Beide haben ihr Entstehen dem Ziegelthon zu verdanken, der hier in vorzüglicher Güte gefunden wird, auch beschäftigen sich fast alle Bewohner mit der Anfertigung von Mauersteinen. Hinter Hindmarsh führt eine circa 100 Fuß lange hölzerne Brücke über das tiefe Flußbett des Torrens. Auf einer sanft ansteigenden Ebene den Weg verfolgend sahen wir, nachdem wir einen Hügel erstiegen, auf einer wellenförmigen Hochebene Adelaide vor uns liegen. Der erste Eindruck, den die Stadt von dieser Seite macht, ist nicht unangenehm, ja wir erstaunten sogar bei dem jugendlichen Alter der Colonie schon so viel vorzufinden. — Ein Constabler, von uns nach einem deutschen Wirthshause befragt, gab uns mit großer Freundlichkeit nicht nur die erwünschte Auskunft, sondern begleitete uns sogar eine Strecke. Es war 3 Uhr, als wir eintraten, dennoch trafen wir schon Gäste; es waren deutsche Handwerker, und obwohl ich mich wunderte, sie schon so früh im Wirthshause zu finden, so erklärte ich mir doch ihr Erscheinen aus dem natürlichen Wunsch, Nachrichten aus der Heimath zu empfangen, denn daß ein aus Deutschland kommendes Schiff eingelaufen sei, war schon allen bekannt, und wir hätten wohl noch mehr angetroffen, wenn nicht andere sich schon auf den Weg nach Port gemacht hätten, um auf dem Schiffe selbst nach Bekannten sich umzusehen. So freundlich sie uns nun auch begrüßten, so waren doch ihre Nachrichten über die Colonie sehr niederschlagend. Theuerung der Lebensmittel und Miethen, Mangel an Arbeit, theils durch Ueberfüllung von Arbeitskräften, theils durch ungünstige Jahreszeit veranlaßt, Krankheiten, das war der Hauptinhalt ihrer Klagen. Natürlich begnügte ich mich mit der hier erhaltenen Auskunft nicht, sondern besuchte am andern Tage einige gebildete Deutsche besonders den Dr. Baier, der als geschickter und gesuchter Arzt sich allgemeiner Achtung erfreut. Doch auch er zuckte mit

den Achseln, schalt auf die Lügenberichte, die über die Colonie verbreitet würden, und äußerte unverhohlen, ich würde bei meiner zahlreichen Familie einen schweren Stand haben und möchte mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen, bevor ich etwas anfinge. Auch über den Gesundheitszustand in der Colonie sprach er sich nicht so günstig aus, als ich erwartet hatte und zeigte mir zum Beweise seiner Aussage eine nicht unbedeutende Liste von Kranken, die er am vorigen Tage besucht hatte.

Nachdem ich noch nach längerem Suchen ein Quartier gemiethet und für zwei kleine Kammern, Küche und Stall, Alles auf dem Hofe belegen, 9 Schilling (3 Thlr.) wöchentlich bedungen, kehrte ich niedergeschlagen nach dem Schiffe zurück, wo man schon durch anderweitige ungünstige Berichte erschreckt, meiner Rückkehr mit Verlangen entgegen sah. Ich hatte keine Veranlassung, was ich erfahren, zu verschweigen, über kurz oder lang hätte ja doch die Wahrheit an den Tag kommen müssen, dennoch schienen meine Aussagen einige der Gesellschaft sehr zu verletzen, so daß sie sich nicht entblödeten in Schmähungen gegen mich auszubrechen. Ich ertrug sie ruhig, hatte ich doch schon mehr ertragen. Aehnliche Scenen wiederholen sich öfter, denn die Auswanderer sind gewöhnlich so voll Hoffnung, daß sie diejenigen für Lügner halten, die ihnen Mittheilungen machen, welche ihren Hoffnungen nicht entsprechen. Zweien meiner Bekannten, die auf ein eben angekommenes Schiff gegangen waren, und sich dort ungünstig über die Verhältnisse Australiens aussprachen, wäre es beinahe noch übler ergangen, da man der Ansicht war, sie wollten sich auf Kosten der Neuangekommenen lustig machen und ihnen Märchen auftischen. Nach einigen Tagen wurde das Schiff an das Bollwerk gebracht und unsere Effekten ausgeladen. Die Zollbeamten verfuhren sehr human; zwar mußten die Kisten geöffnet werden, doch hatte man den ungefähren Inhalt richtig angegeben, begnügten sie sich mit einer flüchtigen Ansicht desselben. Am dritten Tage jedoch wurden sie strenger; es war nämlich die Anzeige gemacht, daß eine bedeutende Parthie Cigarren eingeschmuggelt wäre, und sie dadurch

veranlaßt, genauer zu untersuchen. Taback und Spirituosen sind die Gegenstände, welche mit den höchsten Zöllen belastet sind, und der bedeutende Gewinn, welcher mit ihrer zollfreien Einbringung verbunden ist, reizt manchen, dieselbe zu versuchen. — Der Gütertransport nach der Stadt war sehr kostspielig, denn für einen zweirädrigen Karren wurden 15 Schilling gefordert, daher diejenigen, welche mehrere Kisten wegzuschaffen hatten, am besten thaten, einem Commissionär den Transport zu übertragen. —

Nachdem wir uns in unserer neuen Wohnung nothdürftig eingerichtet hatten, wurde gefragt: was nun beginnen? Lange schwankte ich, bald dies bald jenes überlegend, und entschied mich endlich für den Betrieb der Gärtnerei, zumal da sich ein junger Mann, gelernter Gärtner, mir angeschlossen hatte. Wir durchstreiften die Umgegend von Adelaide, denn in der Nähe der Stadt mußte ich schon deshalb bleiben, da ich nur in ihr später den Absatz meiner Produkte erwarten konnte, und fanden endlich einen Platz, der mir sowohl durch seine Lage, wie durch die Güte seines Bodens für eine Niederlassung geeignet schien. Derselbe lag eine Stunde südöstlich von der Stadt unfern der Berge auf einem Terrain, das von dem Besitzer, dem Farmer Frew, zur Anlage eines Dorfes bestimmt, und nach den Eltern seiner Frau Fullarton genannt war. Schon hotten sich einige Colonisten dort niedergelassen und es stand zu hoffen, daß sich bald noch mehr anbauen würden. Gegen Ende des August schloß ich den Kaufkontrakt ab, und eilte nun noch das Ende der Regenzeit zu benutzen, und einige Sämereien in die Erde zu bringen. Meine Familie in der Stadt zurücklassend, bezog ich die Hälfte einer in der Nähe meines Landes gelegenen Tagelöhnerwohnung, und es begann nun ein Leben der angestrengtesten Arbeit. Zuerst wurde ein kleines Bretterhaus erbaut, um dort einige Sachen unterzubringen, und nöthigenfalls in ihm Schutz gegen Unwetter zu finden; dann mußte das ganze Land mit einem starken hölzernen Zaune, einer sogenannten Fenz, umfriedigt werden, um die Heerden der Pferde und Ochsen vom Eindringen abzuhalten, und endlich sollte der Acker selbst bestellt wer-

den. Letztere Arbeit war besonders schwierig, denn der Boden von den vorangegangenen Regengüssen durchweicht, ließ sich zwar ziemlich leicht mit dem Spaten durchstechen, klebte aber bei seiner Fettigkeit an diesem so fest, daß wir kaum 10 Stiche thun konnten, ohne genöthigt zu sein, ihn von der anhangenden Masse zu befreien. Bei diesen Arbeiten mußte einer von uns zugleich die Küche besorgen, das nöthige Holz aus dem nahe gelegenen Busch holen, wozu wir die Erlaubniß erhalten hatten, und die übrigen häuslichen Arbeiten verrichten, bei denen uns jedoch einer meiner Söhne hülfreich zur Hand ging, der auch von der Stadt her für die ausgegangenen Vorräthe neue herbeiholen mußte. Zwar hatte ich von Deutschland ein Dienstmädchen mit hinüber genommen, sie lief aber schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft fort, und meinte, sie sei der Ansicht gewesen, sie würde sogleich das in Australien übliche Lohn von mir erhalten, ohne nöthig zu haben, das für sie gezahlte Ueberfahrtsgeld abzuverdienen. Nicht besser erging es mir mit einem jungen Manne, der sich in Berlin für einen Oekonomen ausgegeben hatte. Ohne für ihn die Ueberfahrtskosten bezahlen zu wollen, war ich doch durch seine inständigsten Bitten veranlaßt worden, ihm eine Summe vorzustrecken, die ungefähr eben so viel betrug. Er hatte mir hoch und theuer gelobt, sie redlich abverdienen zu wollen, als er jedoch 14 Tage bei mir gegraben und ich ihm außer Beköstigung und Logis wöchentlich 10 Schillinge berechnete, von denen ich 8 zur Deckung seiner Schuld abziehen wollte, erklärte er, die Arbeit werde ihm zu schwer, zog es vor, ein Vagabondenleben zu führen, und hatte sogar die Freiheit, als ich ihn später einmal im Wirthshause bei vollem Glase antreffend, an seine Schuld erinnerte, mir zu sagen, ich dürfe ihn nach englischen Gesetzen an keinem öffentlichen Orte mahnen, das heiße ihn in seiner Ehre kränken, er werde mir seine Schuld abtragen, sobald seine Braut nachkäme, die wie er hoffe, Geld mitbrächte. — In 2½ Monat waren die nothwendigsten Arbeiten vollendet, ein ziemliches Stück Gartenland umgegraben und bestellt, ein anderes gepflügt und obwohl die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, mit Kartof-

feln bepflanzt. Meine Familie zog nun zu mir hinaus und ich räumte dem weiblichen Theil derselben die bisher von uns bewohnte Tagelöhnerstube ein, während wir Männer mit den Knaben das Bretterhaus bezogen, was ich durch Errichtung von Erdmauern um ein Paar Kammern vergrößerte. Zugleich ging ich nun an die Erbauung eines Wohnhauses, wobei mir außer einem Tischler der Zimmermann Struwe mit Rath und That behülflich war. Dieser war ein in seinem Fache geschickter, fleißiger und durchaus ordentlicher Arbeiter, der zugleich alle Feldarbeit und die Müllerei praktisch erlernt und längere Zeit betrieben hatte; doch selbst er war entschlossen, die Kolonie wieder zu verlassen, obgleich er bei seiner Tüchtigkeit mehr Aussichten hatte, als viele andere, und es ihm auch selten an Arbeit fehlte; so wenig behagten ihm die Verhältnisse in Adelaide. Ich beschloß, ein Holzhaus zu bauen; theils hoffte ich damit schneller fertig zu werden, theils fürchtete ich, daß die Errichtung eines massiven Gebäudes meine Mittel übersteigen würde. Man geht bei dem Bau eines solchen folgendermaßen zu Werke. Statt der Grundmauern werden zwei Fuß lange starke Klötze in Zwischenräumen von 3 Fuß eingegraben und nachdem sie wagerecht gemacht sind, auf ihnen ein Kranz von starken Latten befestigt; in diese stämmt man Löcher und stellt rings herum im Zwischenraum von 18 Zoll ähnliche Latten, die an ihrem oberen Ende durch einen zweiten Kranz zusammengehalten werden; über diesen legt man die Balken, welche die Decke bilden sollen, und errichtet hierauf das Dach, indem man auf den oberen Kranz schräge Balken festnagelt, die an der Spitze sich an ein dazwischen gelegtes Brett lehnen, an das sie ebenfalls durch Nägel befestigt sind. Die Seiten werden nach außen mit 6 Fuß langen, ¾ Fuß breiten und ½ Zoll starken Brettern, (Palings genannt) verschlagen, die in der Breite so übereinander befestigt werden, daß die eine dünnere Seite ein wenig über das untere Brett vorsteht. Im Innern benagelt man die Balken mit zollbreitem Holzstreifen, füllt den zwischen ihnen und der äußeren Wand befindlichen Raum mit Erde, kleinen Steinen oder auch Hobelspänen aus und bewirft sie dann mit einem Mörtel. Dieser

dringt durch die Zwischenräume, füllt sie aus und wird dann glatt gestrichen und geputzt. Aehnlich wird die Decke gemacht, die allerdings dann nicht im Stande ist, einen nur etwas schweren Gegenstand zu tragen. Oft fehlt die Decke ganz und wenn nicht statt ihrer ein Stück Zeug ausgespannt ist, so sieht man über sich nur das Dach. Zu diesem werden ebenfalls die oben erwähnten Palings von 5 Fuß Länge angewandt. Man schneidet sie in der Mitte durch und nagelt die Stücke auf dünnen Querlatten, die 6 Zoll von einander abstehen in der Art auf, daß der Raum zwischen zweien stets von einer dritten Schindel bedeckt wird, und der Regen also, ohne durchzudringen abläuft. Das Haus bestand aus vier Räumen, einem grössern Wohnzimmer, zwei kleinen Schlafkabinets und einer Küche, in der ich statt des niedrigen Kamins einen deutschen Kochherd, und unter diesem einen Backofen hatte anbringen lassen; auch enthielt sie einen kleinen Keller und einen Bodenraum. Um das Ganze zog sich an den beiden Breitseiten eine 6 Fuß breite sogenannte Veranda d. h. ein auf Säulen ruhendes Vordach zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Ende Januars war das Gebäude fertig und wurde sofort bezogen, wodurch meiner Familie wenigstens einige Erleichterung zu Theil wurde, denn bis dahin hatten 4 Menschen in einer engen Stube geschlafen, gewohnt und oft auch trotz der Hitze von 26 bis 30 Grad für 9 bis 10 Menschen gekocht. Dadurch, daß ich ihnen im Freien einen Kochplatz anlegte, waren sie nicht viel gebessert, denn sie hatten Feuer- und Sonnenhitze zugleich zu ertragen und mußten sich außerordentlich in Acht nehmen, von der durch plötzliche Windstöße angefachten Flamme nicht erfaßt zu werden. Zuweilen thaten sie mir herzlich leid, besonders wenn, während ich auf dem Felde beschäftigt, ihnen Brennholz und Wasser ausgegangen war, und sie ersteres aus dem Busch, letzteres von dem fernen Brunnen mühsam hatten herbeischleppen müssen. Jetzt waren wir wenigstens auf einem Platze vereinigt und ich konnte sie bei Arbeiten, die eine größere Kraft erforderten, leichter unterstützen. Auch gestaltete sich unser Leben äußerlich im Ganzen etwas freundlicher; wir hatten wenigstens

eine Räumlichkeit, in der wir sogar einen Besuchenden empfangen konnten, obwohl wir noch nicht im Stande waren, ihm einen Stuhl anzubieten; denn außer einigen Kisten, die mit einer Decke überzogen als Ottomanen dienten, bestand unser ganzes Mobiliar aus einer stark gezimmerten, aus Deutschland mitgebrachten kiehnenen Kommode, einem aus Palings zusammengeschlagenen Tisch, zwei Bänken und zwei alten, ziemlich baufälligen Feldstühlen, denen noch einige Klötze als Sessel hinzugefügt waren. Um uns sah es ebenfalls allmälig lebendiger und heiterer aus; ein kleiner Viehstand war angeschafft; eine Kuh versorgte uns reichlich mit Milch und fand auf dem Lande noch hinlängliches Futter; nur mußte sie stets im Auge behalten werden, da Erbsen, Bohnen, Gurken und Melonen eine außerordentliche Anziehungskraft auf sie ausübten. 18 Hühner, die ich das Stück mit 2 Schilling bezahlte, hatten sich ungeachtet einiger Unglücksfälle, und trotzdem, daß den Küchelchen von den zahlreichen Raubvögeln sehr nachgestellt wurde, so stark vermehrt, daß ich zuletzt über funfzig Stück zählte. Zu diesen kamen noch 6 Enten, und ein kleiner Schlag von 8 Paar Tauben, die meine Tochter C. von Mr. Frew ganz jung geschenkt erhalten und mit vieler Mühe aufgezogen hatte. Vor dem Hause nach der Straße zu erblickte man einige Rondels mit blühenden Levkojen, wohlriechenden Wicken, Pelagonien und Rosen besetzt; nach dem Felde zu Beete mit blühendem Mohn, Nelken und duftendem Reseda. Am meisten jedoch freuten wir uns über die gesunde Lage unserer Wohnung, so wie über die schöne Aussicht von derselben, denn zu uns drangen die Staubwolken der Landstraße nicht, und während auf 2 Seiten im Osten und Süden eine Bergkette uns umschloß, dehnte sich nach Norden und Westen eine Ebene aus, so daß wir auf der einen Seite die Stadt vor uns hatten, auf der anderen über mehrere kleine Ortschaften und einzelne Waldstriche hinweg auf das blaue Meer hinausblickten, und auf ihm die weißen Segel der einlaufenden Schiffe bis zum Port mit bloßen Augen verfolgen konnten. Wenn wir zuweilen am Abend unter der Veranda saßen, die rothe Sonnenscheibe betrachtend, wie sie allmälig

in die Fluth hinabsank, oder hinblickten auf die dunklen Bergesmassen, bis der silberglänzende Mond hinter ihnen auftauchte, und die einzelnen Höhen im magischen Lichte erglänzten, oder wenn wir auf dem Felde lustwandelnd, der kühlen Nachtluft uns freuten und des im wunderbaren Glanze strahlenden Sternenhimmels: in solchen Augenblicken vergaß man aller irdischen Sorgen, eine heilige Ruhe athmete durch die ganze Landschaft und erfüllte auch das beängstigte Herz mit seinem tiefen Frieden; hoffend blickte das Auge nach oben und neues Vertrauen erfüllte die zagende Seele. Doch der neue Tag weckte von Neuem die Sorge, und leider war sie nicht gering. Meine Hoffnung, aus dem Acker schon einigen Gewinn zu ziehen, bewährte sich nicht; denn bevor die jungen Pflanzen gekräftigt waren, trat die Hitze ein und hinderte ihre kräftige Entwickelung. Bald wurde das Erdreich so ausgedörrt, daß wir, um die Pflanzen nur einigermaaßen zu erhalten, fortwährend gießen mußten und oft zweimal des Tages unseren Brunnen ausschöpften. An 300 Weinreben, die prächtig angetrieben hatten, gingen trotzdem ganz verloren, Erbsen und Bohnen lieferten so geringen Ertrag, daß ich nur einige Male kleine Partieen zum Verkauf nach der Stadt bringen konnte. Ebenso lieferten Kohl, Gurken und Melonen nicht die erwartete Ausbeute. Von europäischen Baum- und Straucharten war mit Ausnahme der Akazien und des Goldregens nichts aufgegangen, besonders empfindlich war mir aber der geringe Ausfall der Kartoffelernte; denn ich mußte, da die hartgewordene Oberfläche des Bodens schon dem Herauskommen der Pflanzen hinderlich war, zufrieden sein, daß ich die Aussaat wiedergewann. Hierzu kam, daß mir durch die Ochsen meines Nachbars, eines wohlhabenden Farmers, nicht unbedeutender Schaden erwuchs. Als nämlich im Januar das Weizenfeld, welches an mein Land gränzte, abgeerntet worden war, wurde jeden Abend eine bedeutende Heerde Zugochsen auf die Stoppeln getrieben. Diese, durch das frischere Futter auf meinem Land gelockt, zerbrachen fast jede Nacht die Fenz, und obwohl ich bei dem geringsten Geräusch auf den Beinen war und oft im bloßen Hemde hinauseilte, um die

Thiere wenigstens von dem bestellten Acker abzuhalten, so gelang mir dies doch nicht immer, und der Morgen zeigte mir dann die Zerstörungen, welche sie in der Nacht angerichtet hatten. Nachdem ich meinen Nachbar mehrmals ersucht hatte, die Fenz, welche er in gutem Stande halten mußte, wiederherzustellen und seine Ochsen auf ein entfernteres Feld zu treiben, drohte ich endlich sie zu pfänden. Es glückte mir auch einige der Uebelthäter nach dem eine Stunde entfernten Pfandstall zu treiben; aber nach dem Gesetz durfte ich nur Ersatz des Schadens fordern, den die Thiere an dem Tage, an welchem sie gepfändet waren, angerichtet hatten, und da meine Forderung dem Herrn zu hoch erschien, wurde ich in einen Prozeß verwickelt, der, wenn er auch nicht zu meinen Ungunsten ausfallen konnte, mir doch, zumal da mein Gegner in 2 Terminen nicht erschien, viel Laufen nach der Stadt und manche Versäumniß verursachte, wie er denn auch Schuld war, daß ich einen beabsichtigten Ausflug nach dem Murrayfluß, den ich so gerne im März unternommen hätte, nicht ausführen konnte. Bevor er übrigens beendigt ward, hatte ich Adelaide verlassen.

So sehr wir uns auch einschränkten, schwanden doch meine Mittel immer mehr, denn auch der Bau des Hauses hatte mehr gekostet, als ich nach dem Anschlage erwarten konnte; schon sah ich mich genöthigt, einzelne Sachen zu veräußern, und dabei bedurfte ich noch einer größeren Summe, um den Acker für die nächste Zeit zu bestellen, und neue Anpflanzungen von Bäumen und Weinstöcken zu machen, ohne welche auf einen späteren reicheren Ertrag gar nicht zu rechnen war. Vergebens sann ich in schlaflosen, sorgenvollen Nächten auf einen Ausweg, vergebens suchte ich durch unablässige Arbeit, ich hatte auf den Rath eines benachbarten Engländers angefangen, den Acker zu rajolen, die trüben Gedanken zu vertreiben. Auch die Meinigen, ich merkte es wohl, so sehr sie es zu verbergen suchten, fühlten sich unglücklich, meine Frau schwand sichtbar dahin, meine Töchter fand ich oft in sich gekehrt, und eine heimlich abgewischte Thräne bekundete, was in ihnen vorging; mein ältester Sohn sehnte sich seine Studien

fortzusetzen, den zweiten hatte ich in der Stadt bei einem Bäcker untergebracht, und es rührte mich tief, als er nach Verlauf der ersten Woche herauskam und mir die verdienten Schillinge einhändigte. — Da traf uns plötzlich ein neuer Schlag. —

Ich war nach der Stadt gegangen, und fragte an der Post vorübergehend, wie gewöhnlich nach Briefen an mich. Meine Anfrage wurde bejaht und ein Brief mir eingehändigt, den ich rasch mit banger Ahnung erbrach; denn die Handschrift der Adresse war mir unbekannt, doch auch im seinem Innern suchte ich vergebens nach einer lieben Handschrift. Die ersten Zeilen der fremden gaben mir Nachricht, daß 8 Monate nach unserer Abreise der Tod zwei unserer theuersten Angehörigen hinweggerafft hatte. Ich schweige von dem Eindruck, den diese Nachricht auf die Meinigen hervorbrachte, sie knickte vollends jede Hoffnung auf ein besseres Loos und trübe, trübe Tage begannen mit ihr. — Da beschloß ich, jede falsche Schaam überwindend, die erste Gelegenheit zu benutzen, um zur Heimath zurückzukehren, denn ich war überzeugt durch längeres Bleiben uns alle zu Grunde zu richten. Freilich war sie nicht leicht gefunden; denn auf englischen Schiffen den Rückweg anzutreten, reichten meine Mittel nicht aus; deutsche Schiffe aber gingen selten direct zurück, sondern pflegten ihren Weg über Batavia oder Valparaiso zu nehmen, wo sie auf Ladung nach Europa rechnen konnten, die lange Zeit nun, die sie sonach unter Weges zubrachten, machte ebenfalls die Ueberfahrt auf ihnen kostspielig Im Mai wurden jedoch einige Schiffe von Godefroi erwartet, welche in Adelaide Kupfererz laden sollten, vielleicht bot sich dann eine Möglichkeit dar, auf einem derselben Australien zu verlassen. Um bis dahin meine Mittel nicht noch mehr zu schmälern, suchte ich in der Stadt Arbeit und hoffte durch meinen Verdienst unseren Unterhalt nothdürftig zu bestreiten. Es eröffnete sich mir eine Aussicht, bei einem Lohgerber beschäftigt zu werden, doch bevor ich meinen Entschluß ausführen konnte, zeigte sich ein Weg zur Rettung. Gott half! Im Hafen lag die Bremer Bark Livonia. Der Capitain

hatte von unserer traurigen Lage gehört, und auf meine dringenden, durch einen theilnehmenden Freund, den Kaufmann B. Noltenius, unterstützten Bitten, entschloß er sich, nachdem er uns kennen gelernt, uns aufzunehmen. Rasch wurden alle Anstalten getroffen, meine Besitzung für den ausgestellten Wechsel verpfändet, und ihr späterer Verkauf eingeleitet, in zwei Tagen waren sämmtliche Kisten gepackt, Kuh, Federvieh, Wirthschaftsgeräthe und Handwerkszeug veräußert, und am 26sten April betrat ich mit meiner Familie das rettende Schiff, um nicht wieder nach dem Lande zurückzukehren.

IV. Abschnitt.

Die Ausdehnung der Colonie Südaustralien, Erzeugnisse des Landes in der Thier- und Pflanzenwelt.

Wenn ich nun in Nachstehenden noch einige Bemerkungen über die Colonie hinzufüge, so erwarte man keine ausführlichen statistischen Berichte. Ich werde mich darauf beschränken, die Verhältnisse ins Auge zu fassen, die vorzugsweise den deutschen Auswanderer berühren, und sie so schildern, wie sie sich mir im Kreise meiner Anschauung während meines neunmonatlichen Aufenthaltes in der Colonie darboten; erwähne ich aber Dinge, die außerhalb desselben gelegen haben, so folge ich in meinem Berichte der Aussage glaubwürdiger Männer, denen ich ein richtiges Urtheil wohl zutrauen durfte.

Die Colonie Süd-Australien umfaßt dasjenige südliche Küstenland von Neuholland, in welches der Spencer Golf und der Meerbusen von St. Vincent nach Norden hinein sich erstrecken, nebst der ihnen gegenüber liegenden Känguruhinsel. Der wichtigste Theil derselben ist östlich vom Busen von Vincent gelegen, und hier finden sich Niederlassungen auf einer Strecke von 200 engl. Meilen Länge und 80 Meilen Breite. Ein Gebirgszug erhebt sich an der Südspitze und geht zuerst in nordöstlicher, dann in nördlicher Richtung tiefer in das

Land hinein, jedoch erreichen seine höchsten Spitzen kaum eine Höhe von 1600 Fuß über dem Meeresspiegel. Von ihm kommen einzelne kleine Flüsse herab wie der Gawler und Torrens und münden in den Meerbusen von Vincent. Der einzige bedeutende Fluß, an Größe der Weser vergleichbar, der Murray, ergießt sich von diesem Höhenzug in seinem westlichen Laufe aufgehalten, südlich in den flachen Victoriasee. Leider ist der Boden an seinem Ufer für den Ackerbau nicht günstig und könnte nur fruchtbares Land mit bedeutenden Kosten dadurch ihm abgewonnen werden, daß man ihn durch Deiche hinderte, das Ufer zu überschwemmen. Wie ich gehört habe, würde die Süd-Australische Compagnie einer Gesellschaft, welche sich dieser Arbeit unterziehen wollte, gern auf längere Zeit die unentgeltliche Benutzung de- dadurch gewonnenen Landstrichs überlassen. Die Ebene, w..che sich zwischen dem Gebirgszuge und dem Meere nach Norden hin erstreckt, die ihr angrenzenden Thäler des Gebirges selbst und die südliche Abdachung desselben sind vorzugsweise von Ansiedlern eingenommen, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau ist; die östlichen und nördlichen Distrikte, so wie die von beid-:. Meerbusen eingeschlossene Halbinsel York, und das westl.., vom Spencer Golf gelegene Linkoln werden nur als We:deland benutzt. —

Die äußere Physiognomie des Landes verspricht nicht viel: eine kahle Ebene, selbst die Berge nur spärlich mit Waldung bedeckt, doch soll es im Gebirge einzelne recht hübsche Thäler geben und der Freund von pittoresken Ansichten seine Befriedigung finden; freilich erwartet man nicht große Schönheiten, so ist man mit Wenigem zufrieden. Den schönsten Anblick gewährt das Land im Monat Oktober. Ein frisches Grün lacht dem Wanderer überall entgegen und besonders in hoch gelegenen Gebirgsthälern überrascht ihn oft ein reicher Flor der zartesten, im schönsten Farbenschmuck prangenden Blüthen; doch die Freude dauert nicht lange, bald verschwindet das Grün unter dem Einfluß der brennenden Sonne, einem schmutzigen Grau Platz machend; nur die Ufer der Kreeks (Gebirgsbäche) behalten noch eine Zeit lang ihre grüne

Färbung, bis auch sie zum Theil oder ganz versiegen, und Dürre sich auch über ihr Bette ausbreitet.

Die Waldbäume gehören meist zu den Eukalypten, Akazien und Kasuarinen und von allen dreien kommen verschiedene Arten vor. Die Eukalypten erreichen eine ziemlich bedeutende Höhe, geben aber ihrer kleinen Blätter wegen wenig Schatten. Das Holz derselben läßt sich zwar im frischen Zustande leichter verarbeiten, so daß daraus Fenzhölzer und Schindeln gespalten, Balken und Latten gesägt, Wagen, Pflüge und andere Ackergeräthe angefertigt werden; ist es aber nur einigermaaßen trocken geworden, so ist es so hart und fest, daß seine Bearbeitung außerordentlich schwer fällt; meine aus Deutschland mitgebrachten Aexte pflegten entweder auszuspringen oder sich umzulegen, und der Schiffs-Zimmermann der Livonia, der eine Bohle von diesem Holze zur Ausbesserung des Schiffsbordes benutzt hatte, versicherte, er habe viermal so viel Zeit gebraucht, das Stück zu verarbeiten, als bei dem härtesten europäischen Holze nöthig gewesen wäre. — Als Brennholz benutzt entwickelt es eine außerordentliche Hitze. Die großen Bäume sind meist bis zu den Aesten hinauf hohl und dann der Aufenthalt zahlreicher Insekten und Würmer, so wie zuweilen die Wohnung der Opossums.

Die Akazien von geringerer Höhe, aber dichter belaubt, gewähren besonders in ihrem reichen Blüthenschmuck einen freundlichen Anblick. Der süßliche Geruch der Blüthen ist da, wo sich die Bäume in größerer Menge befinden, so stark, daß man sich sehnt, aus ihrer Nähe wegzukommen. Aus einer Art derselben schwitzt ein Gummi aus, das gesammelt und ausgeführt wird; andere Arten liefern in ihrer Rinde einen guten Gerbestoff, oder geben ein wegen seiner Elastizität geschätztes Nutzholz. — Die Casuarinen mit ihren langen, fadenförmigen dunkelgrünen Blättern und ihren meist trockenen und verkümmerten Stämmen haben ein düsteres Ansehen; doch ist ihr Holz dauerhaft und giebt, da es lange Kohle hält, ein vorzügliches Feuermaterial.

Von andern Gewächsen erregte besonders die Australische Graspalme meine Aufmerksamkeit. Diese eigenthümliche Pflanze

ähnelt in ihrer äußeren Erscheinung ganz einer Palme, erreicht aber nur eine Höhe von 5 bis 6 Fuß. Gewöhnlich fand ich sie am Abhange der Felsen mit ihrem reichen Wurzelgeflecht sich an dieselben anklammernd. Der schwärzliche, inwendig schwammige Stamm trägt eine runde Krone von scharfgespitzten, ein bis zwei Fuß langen Grashalmen, aus denen ein oft vier Fuß langer Blüthenstiel mit einer keulenförmigen über einen Fuß langen Blüthe sich emporstreckt. An den Wurzeln, so wie in den Stamm eingesprengt, fand ich eine schwärzliche, dem Erdharz ähnliche Masse, die angezündet einen nicht unangenehmen Geruch verbreitete. — Doch beinahe hätte ich die vielgerühmte Australische Kirsche nicht erwähnt, obgleich sie fast das Einzige ist, was das Land Genießbares hervorbringt. Der Baum, an dem sie wächst, ist unserer Cypresse ähnlich. Die Frucht von der Größe einer Walderdbeere trägt den Kern an ihrer Oberfläche und hat einen süßlichen Geschmack. Wir hatten, um das Weihnachtsfest nach deuscher Sitte zu feiern, uns einen wilden Kirschbaum als Weihnachtsbaum vom Gebirge herabgeholt, und da er mit Früchten bedeckt war, kosteten alle davon, doch Niemand fand an ihnen Behagen. In Gegenden, wo sie häufiger vorkommen, werden die Früchte eingemacht, und mögen dann einen besseren Geschmack erhalten.

Ich sagte, diese Frucht wäre fast das Einzige, was das Land Genießbares hervorbrächte, auch kenne ich nur noch zwei Erzeugnisse der Pflanzenwelt, die man dahin rechnen könnte. Es ist dies einmal der Gummi, welcher den Eingebornen als Nahrung dient, und denn auch Kolonisten besonders bei Dysenterieen genießen, gegen welche Krankheit er sich sehr wirksam erweisen soll, und das zweite ist eine weißliche, süß schmeckende Masse, Manna genannt, welche von einigen Eukalypten herabfällt, und besonders im Innern oft in ziemlicher Menge gefunden wird.

Die Jagd ist frei! Diese lockende Aussicht veranlaßt viele Auswanderer, sich mit Schießgewehren zu versehen und auch auf unserem Schiffe befanden sich Flinten und Büchsen in Menge. Leider aber giebt es in Australien sehr wenig

zu schießen. Das Känguruh hat sich ganz aus den bewohnten Gegenden zurückgezogen, und man müßte, um es zu jagen, bedeutende Strecken zurücklegen und würde dennoch vielleicht seinen Zweck nicht erreichen, da man sich seiner nur auf schnellen Pferden und in Begleitung von einer Meute flüchtiger Hunde bemächtigen kann. Die Jagd auf Känguruhs ist daher nur ein Vergnügen mehr im Innern wohnender Heerdenbesitzer, meist reicher Engländer. Der Jagdliebhaber muß schon zufrieden sein, wenn es ihm mit Hülfe der Eingeborenen gelingt, ein Opossum, das in mondhellen Nächten aus seinem Schlupfwinkel, hohlen Bäumen, herauskommt, zu erlegen. Das scharfe Auge des Eingeborenen muß ihm jedoch zu Hülfe kommen, sonst würde er das Thier für einen Baumast ansehen. — Das Opossum hat ungefähr die Größe eines Kaninchens, ein schwarzgraues wolliges Fell und einen über einen Fuß langen Schwanz, der in einen Haken endigt, mit dem es sich an den Zweigen der Bäume festhält. Sein Fleisch wird von den Eingeborenen gegessen, und die Felle, welche die Frauen sehr geschickt zusammennähen, dienen ihnen zur Kleidung. — Würde noch wie früher für die Erlegung eines wilden Hundes ein Preis gezahlt, so möchte die Jagd auf diese Thiere am einträglichsten sein; denn sie finden sich noch in ziemlich großer Anzahl und bilden noch immer den Schrecken der Schafheerden, in denen sie zuweilen große Verwüstungen anrichten. Das Thier hält in der Größe wie in der Lebensweise die Mitte zwischen Wolf und Fuchs; bei Tage verbirgt es sich in Schluchten und Höhlen und geht in der Nacht rudelweis zu 5 bis 12 und mehr Stück auf Raub aus. Auf ihren Streifzügen besuchen sie die einzeln liegenden Farmen und kommen zuweilen noch bis zu den äußersten zerstreut liegenden Häusern von Adelaide. Nach Sonnenuntergang hörten wir ihr durchdringendes Geheul vom Gebirge her; dasselbe näherte sich immer mehr und oft ertönte es in unserer unmittelbaren Nähe, indem wahrscheinlich hinausgeworfene Fleisch-Abgänge sie bis auf den Hof gelockt hatten. Um 4 Uhr des Morgens kehrten sie gewöhnlich nach dem Gebirge zurück, wie wir aus dem immer mehr nach jener Richtung hin sich

entfernenden Geheul entnehmen konnten. Sie nehmen mit, was sie erhalten können, Hühner, Schafe, Schweine, auch wohl Kälber. Mein Nachbar verlor durch sie ein Schwein aus dem Stalle, indem sie sich unter der Bretterwand desselben durchgegraben hatten; ebenso fand ich einige hundert Schritt von unserer Wohnung ein Kalb, dem die untere Kinnlade weggerissen war. Vergebens versuchten wir mehrmals einen Wilddog zu schießen und legten uns sogar halbe Nächte an Stellen, die sie gewöhnlich passirten, auf den Anstand; doch war es Zufall oder hatten sie Witterung von uns, sie kamen nie so nahe, daß wir einen Schuß auf sie hätten thun können. Die Farmer haben, um sie abzuhalten, gewöhnlich einige tüchtige Hunde, die auch augenblicklich anschlagen, sobald das Geheul der wilden ertönt, und sie oft hitzig verfolgen. Daß die wilden Hunde einen Menschen angefallen hätten, habe ich nie gehört.

Die Klasse der Vierfüßler ist bekanntlich in Australien sehr schwach vertreten; denn außer den angeführten ist nur noch der Wombat dem Lande eigenthümlich. Das Thier, zwischen Dachs und Schwein in der Mitte stehend, doch letzterem in seinem Körper am meisten gleichend, hat einen dunkelgrauen Pelz und lebt in Löchern, die es selten bei Tage verläßt. Sein Fleisch wird von den Eingeborenen als Leckerbissen betrachtet, von den Ansiedlern jedoch nicht gegessen. Das Schnabelthier wird in Süd-Australien gar nicht gefunden. — Dagegen sind Vögel zahlreich und mannigfaltig vorhanden, besonders Kakadue und Papageien fliegen in allen Größen schaarenweis in den Waldungen umher; ebenso giebt es viele Raubvögel, Krähen, Elstern (wegen ihres besonders in der Frühe weithin erschallenden Flötentons Orgelvögel genannt), und eine Menge kleinerer Vögel, von denen sich einige durch ihre schönen Farben auszeichnen. Jagdbare Vögel, z. B. wilde Puter, Hühner, Enten finden sich im Gebirge und am Murray, wo besonders letztere sehr zahlreich vorkommen sollen. Dieser Fluß ist auch der einzige, in dem Fischerei eine lohnende Ausbeute geben könnte, da die übrigen gar keine Fische oder so kleine Arten enthalten, daß ihr Fang nicht der Mühe

werth ist. Von der Bai aus werden zuweilen Seefische nach der Stadt gebracht.

Die Klasse der Reptilien ist ziemlich zahlreich; doch werden sie durch den Pflug und das Feuer immer mehr verdrängt. Einige Schlangen von 4 bis 5 Fuß Länge wurden auf dem uns benachbarten Hofe getödtet, wo sie unter großen Strohhaufen sich aufgehalten hatten; sie waren jedoch nicht giftig. Am meisten wird eine kleine zwei Fuß lange, schwarze Schlange gefürchtet, deren Biß, wenn nicht augenblicklich die geeigneten Mittel angewandt werden, stets tödtlich sein soll. Auch eine Verletzung durch die zahlreichen Centifeet, (8 Zoll lange, ¼ Zoll breite roth- oder gelbgestreifte Tausendfüßler) und durch kleine Scorpionen wird für gefährlich gehalten. — Von Fröschen war mir besonders eine Art auffallend, die ähnlich dem Amerikanischen Brüllfrosch einen Ton ausstößt, der den vorübergehenden Unkundigen veranlaßt, sich nach den zahlreichen Holzfällern umzusehen, die nach seiner Meinung ganz in der Nähe beschäftigt sein müssen.

Zweier Thiere muß ich noch besonders gedenken, da sie für das Land eine nicht unbedeutende Plage sind, nämlich Heuschrecken und Fliegen. Erstere sind besonders vom Januar ab in der Umgegend von Adelaide sehr häufig, verbreiten sich aber auch über ferner liegende Distrikte der Colonie und richten außerordentliche Verwüstungen an, weniger auf dem Felde, da um diese Zeit der Weizen schon abgeerntet ist, als in Gärten, in denen sie in kurzer Zeit alles Grün vertilgen. Bedeutender wegen der Allgemeinheit ist die Plage durch die letzteren. Mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit, besonders im December bis März werden Menschen und Thiere von Schwärmen einer kleinen grauen Fliege verfolgt, die besonders nach der Feuchtigkeit in den inneren Augenwinkeln wie besessen ist. Hundertmal verjagt kehren sie immer wieder, nur ein frischer Luftzug vertreibt sie auf Augenblicke; kaum hat er jedoch nachgelassen, sind sie von Neuem da, denn sie hatten sich während desselben nur auf den Rücken ihres Opfers zurückgezogen. Trotz aller Bemühungen kann man nicht vermeiden, von ihnen in das Auge gestochen zu werden,

dann schwellen die Augenlieder an, der Augapfel unterläuft mit einem gelblichen Eiter, und da ein unerträgliches Jucken den Gepeinigten veranlaßt, das Auge zu reiben, entsteht, zumal wenn Hitze und Staub hinzutreten, eine recht bedenkliche Augenkrankheit, weshalb viele Personen um diese Zeit an den Augen leiden. Man sucht sich durch Drathbrillen und Schleier gegen diese Quälgeister zu schützen, ja selbst Arbeiter, die im Freien zu thun haben, Maurer, Tischler, verhüllen ihr Haupt um nur einigermaaßen ungestört arbeiten zu können. Umschläge von aufgelöstem Bleizucker oder lauwarmen Theeblättern werden als Linderungsmittel empfohlen und haben wir sie öfter als bewährt erfunden.

V. Abschnitt.

Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Clima.

Der Boden in Süd-Australien ist entweder fruchtbares Acker- und Gartenland, Weideland oder Mineralland, die Hauptbeschäftigung der Ansiedler daher Acker- und Gartenbau, Viehzucht oder Bergbau. Ersteres findet sich, wie schon oben bemerkt, vorzugsweise in der westlichen Ebene und auf der südlichen Abdachung des Gebirges. Das Erdreich besteht entweder aus einem lehmhaltigen Sande oder aus einer fetten Dammerde, mit lehm- und kalkhaltigen Untergrunde, zuweilen aber ist es auch steinig und grandig. — Die von Feldmessern genau abgesteckten, gewöhnlich 80 Akres enthaltenden Sektionen werden von der Regierung zu einem Preise von 1 L. Sterling der Akre ausgeboten und vierteljährlich verauktionirt. Zu diesem Preise jedoch würde man in der Nähe von Adelaide, ja selbst in einem Umkreise von 20 bis 40 engl. Meilen Durchmesser vergebens Land zu kaufen suchen. Zwar giebt es in diesem Distrikt noch unangebautes Land; aber es ist wenigstens zum besseren Theil in die Hände von Privatpersonen oder ganzen Compagnieen übergegangen, die es auf

Speculation gekauft und den Preis natürlich bedeutend gesteigert haben. Sind dazwischen liegende Sektionen unverkauft geblieben, so kann man dieselben zwar leicht durch ein kleines Mehrgebot, als der von der Regierung geforderte Preis beträgt, an sich bringen, denn sie werden von dieser nicht wieder zur Auktion gebracht; aber es ist nicht zu rathen, solche Sektionen zu kaufen, denn wäre das Land gut, würde es einen Käufer gefunden haben. Ich kenne mehrere Fälle, wo solche Käufe zum Unglück des Käufers ausschlugen; unter anderen hat einer unserer Schiffsgenossen, der frühere Musiklehrer L. einem dergl. unglücklichen Kauf den Verlust seines Vermögens zuzuschreiben. — Das Land in der Nähe von Adelaide wird bereits mit 10 bis 40 L. Sterling der Akre bezahlt, mit der Entfernung von der Stadt nimmt natürlich dieser Preis ab. Derjenige, welcher Ackerbau treiben will, muß sehr wohl seine Mittel überschlagen, denn nach dem Urtheile erfahrener Colonisten sind an 500 L. Sterüng Anlage-Capital dazu nöthig Selten möchte eine deutsche Auswandererfamilie über eine solche Summe verfügen können. Viele versuchen daher ein Stück Land zu pachten, doch auch dies hat seine Bedenken. Zwar verpachten Besitzer von Ländereien sehr gern, und scheint der Pachtzins nicht bedeutend; ist aber die erste Pachtzeit verflossen, hat der Pächter sein Geld, seinen sauren Schweiß auf die Cultur des Ackers verwandt, fängt dieser eben an, seine Mühe zu belohnen, siehe da erscheint der Herr des Bodens und steigert den Pachtzins zu einer solchen Höhe, daß der Pächter es vorzieht, lieber das Werk seiner Hände mit dem Rücken anzusehen, glücklich, wenn er bis dahin so viel erspart hat, um sich ein Stück Land zu kaufen und auf diesem von vorne anzufangen. Oft aber verwendet der Pächter nicht den gehörigen Fleiß auf die Bebauung des Grundstücks, eben weil er jenen Zeitpunkt voraussieht und kann dann um so weniger auf ein späteres besseres Loos rechnen. Zwei Ursachen sind es besonders, die den Betrieb des Ackerbaues vertheuern oder ihn ganz behindern. Einmal nämlich die Nothwendigkeit, alles Land mit starken Zäunen zu umhegen, um es gegen die im Freien ohne Hirten herumschweifenden Heerden zu sichern und

zweitens der Wassermangel. Erstere veranlaßt eine bedeutende Ausgabe, selbst wenn der Ansiedler Gelegenheit hat, sich die Fenzhölzer aus den benachbarten Regierungsländereien zu hauen, wozu ihm jedoch kein Recht zusteht, daher gefenzter Acker oft den doppelten und dreifachen Werth hat; letzterer aber kann ihn möglicher Weise zwingen, sein Land ganz zu verlassen; denn wie ist er im Stande, Wasser für Menschen und Vieh halbe Stunden weit herbeizuholen. — Zwar hat man Kennzeichen an der Oberfläche, aus denen man auf das Vorhandensein von süßem Wasser schließen will, sie sind jedoch nicht untrüglich; oft findet ein Ansiedler bei dem ersten Versuch seine Erwartungen befriedigt, während sein Nachbar drei- oder viermal einschlägt, oder endlich in einer Tiefe von 80 Fuß auf Brakwasser stößt, was er nicht einmal gut für sein Vieh gebrauchen kann. Die Ufer der Kreeks und kleineren Flüsse sind daher zuerst mit Ansiedelungen besetzt. Haben nun auch erstere nur acht Monate hindurch fließendes Wasser, so bilden sie doch an einigen Stellen tiefe Löcher, in denen sich auch während der heißen Zeit das Wasser zu halten pflegt. — In der Erntezeit pflegt der Farmer fremde Kräfte nöthig zu haben; denn wenn er auch den Acker mit seinen Knechten bestellt, so reichen doch die Kräfte derselben nicht aus, die Ernte so schnell einzubringen, als es geschehen muß, wenn nicht der Weizen überreif werden, und durch das Ausfallen der Körner dem Besitzer ein bedeutender Schaden erwachsen soll. — Im December und Januar werden daher Feldarbeiter angenommen, sie arbeiten jedoch nicht für Tagelohn, sondern nehmen die Aberntung eines bestimmten Feldes in Accord; will der deutsche Einwanderer also durch Feldarbeit etwas verdienen, so hat er sich einer solchen Gesellschaft anzuschließen, muß aber auch mit seinen Gefährten gleichen Strich halten, was besonders dem in dieser Arbeit Unerfahrenen sehr schwer, ja öfters unmöglich fällt. Der Weizen wird mit langen schmalen Sicheln ungefähr einen Fuß breit unter der Aehre abgeschnitten, und entweder in Miethen aufgestapelt oder sogleich in der Dreschmaschine gebroschen. Zuweilen wendet man auch Maschinen beim Schneiden an, und dann sind nur zwei Men-

schen nöthig, um ein Feld abzuernten, einer, der die Ochsen, mit denen die Maschine bespannt ist, regiert, ein anderer, der die Maschine lenkt. Nur Grünfutter, meist aus Hafer bestehend, wird mit der Sense geschnitten und, nachdem es acht Tage ungefähr in kleineren Haufen gelegen hat, auf demselben Felde, wo es gewachsen ist, zu einem großen Schober aufgehäuft. Es vertritt die Stelle des Heus, denn Wiesen kennt man in Australien nicht, und wird mit einem Messer, das unserer Futterklinge gleicht, in Bündeln von 3 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite und gleicher Stärke von dem großen Haufen abgeschnitten und zum Verkauf nach der Stadt geführt. Haben die Farmer keine Dreschmaschine, so lassen sie oft ihr Getreide durch Ochsen auf dem Felde austreten, wobei, da der Boden durch die Hitze sehr hart geworden ist, weniger verloren geht, als man denken sollte. Das Stroh hat in Australien wenig Werth. Gewöhnlich treiben die Farmer ihre Ochsen für die Nacht in die Nähe der Strohmiethen und lassen sie nach Belieben davon fressen; als Streu wird es nicht benutzt, da das Vieh nicht in Ställe kommt, sondern unter freiem Himmel bleibt. Auf den Feldern, die mit der Maschine abgeerntet sind, wird das Stroh abgebrannt, und weite brennende Flächen boten uns öfters einen wunderschönen Anblick dar. Gewöhnlich wählt man zum Anzünden der Felder die ruhige Abendzeit; doch müssen dieselben, um das weitere Umsichgreifen der Flamme zu verhüten, durch den Pflug mit drei Furchen umzogen werden. Dennoch werden zuweilen jenseit derselben belegene Stoffe erfaßt, und das Feuer verbreitet sich über weitere Strecken fort. So sahen wir einst sieben Sektionen in Flammen stehen, ein ungeheures Flammenmeer, dessen Prasseln man eine Viertelstunde weit hören konnte, und dessen Glut den ganzen Himmel mit ihrem Wiederschein röthete. Von allen Seiten sprengten Farmer mit ihren Leuten zur Bekämpfung desselben herbei, und zuweilen schien es, als wenn die nächtlichen Reiter mitten durch die Flammen hindurchsetzten, um rascher den bedrohten Stellen sich zu nähern. Nur unserer vereinten Anstrengung gelang es dadurch, daß wir mit Zweigen und Kleidungsstücken die

Flamme ausschlugen, sie von einem in der Nähe befindlichen Kornmagazine abzuhalten. —

Die anhaltende Dürre läßt überhaupt leicht Brände entstehen, und befördert die Ausbreitung derselben. Eine unvorsichtig ausgeklopfte Tabackspfeife kann weite Distrikte in Asche legen. Der Farmer Frew, von dem ich mein Land gekauft hatte, verlor am Weihnachtsheiligabend schon zum zweiten Male sein Gehöft und mit ihm einen Theil seines Viehes in Folge einer solcher Unvorsichtigkeit. Auch bei dieser Gelegenheit breitete sich das Feuer über die angrenzenden Felder bis zur nächsten ½ engl. Meile entfernten Farm aus, die nur dadurch vor der Zerstörung geschützt werden konnte, daß die zur Hülfe herbeigeeilten Nachbaren rasch einen Graben aufwarfen. Noch bedeutender und häufiger sind die Brände in den waldreicheren Gegenden des Gebirges. Sie entstehen gewöhnlich in Folge von Fahrlässigkeit dort übernachtender Fuhrleute oder auch umherschweifender Eingeborenen, die im Freien ein Feuer anzünden und wenn sie ihre Lagerplätze verlassen, sich wenig um das Auslöschen desselben kümmern; nicht selten werden sie auch mit Absicht angelegt, um den Graswuchs im nächsten Jahre zu befördern und schädliches Gewürm auszurotten. Ein Waldbrand auf zwei eine Stunde von uns entfernten Bergen hüllte bei Tage die Spitzen derselben in dichte Dampfwolken, die sich vom Ostwinde getrieben bis über die Stadt ausbreiteten und diese mit stinkendem Qualm erfüllten; in der Nacht aber traten die einzelnen Feuerplätze deutlich heraus und erschienen wie zahlreiche Bivouakfeuer eines dort campirenden Heeres. Eine Straße oder das Bette eines Gebirgsbaches pflegt dem weiteren Vordringen gewöhnlich Einhalt zu thun.

Bei dem Betrieb des Gartenbaues stellen sich dem weniger Bemittelten ebenfalls manche Schwierigkeiten entgegen. Um dem Markte nahe zu sein, muß der, welcher sich vorzugsweise mit der Gärtnerei beschäftigen will, in der Nähe von Adelaide sich niederlassen. Hier trifft er auf die theuren Landpreise, außerdem aber erfordert die erste Anlage eines Gartens ziemlich bedeutende Mittel. Es ist nämlich unumgänglich nothwendig,

daß der Boden sowohl für Bäume und Weinstöcke als auch für Unterfrüchte rajolt wird. Stehen dem Ansiedler bedeutende Körperkräfte zu Gebote, so wird er wohl thun, diese Arbeit selbst zu verrichten, obwohl sie eine der schwierigsten ist; denn um nur zwei Fuß tief zu rajolen, mußte ich dreimal mit der Spitzhacke vorhauen, obschon der erste Abhub über einen halben Fuß betrug, eine Arbeit, die bei 30 und mehr Grad Wärme etwas anstrengend ist; will man sie aber von andern verrichten lassen, so würde der Acker 30 bis 40 L. Sterling kosten. Ferner sind Weinreben und Obstbäume zu kaufen, der Anlage eines festen Zaunes nicht zu gedenken; denn mit einer bloßen Fenz, d. h. mit einer Umzäunung von 8 Fuß weit auseinanderstehenden Pfählen, die durch zwei bis drei Querstangen verbunden sind, reicht der Gärtner nicht aus, da diese die kleineren Thiere von seinem Grundstück nicht abhält. Der Boden selbst ist fruchtbar, das kann nicht geleugnet werden, auch gedeihen alle Arten europäischer Gewächse auf wunderbare Weise. Ich habe nie so schöne Weintrauben, Pfirsichen und Feigen gegessen, nie so große Kohlköpfe, Kartoffeln und Mohrrüben gesehen, als in Australien, und für den Verkauf derselben ist in Adelaide ein gut Stück Geld zu lösen; aber man muß Geld hineinstecken können und die Mittel besitzen, fast zwei Jahre aus der Tasche zu leben.

Dadurch, daß die Land- und Gartenbaugesellschaft bei den jährlichen Ausstellungen, die im Februar auf dem Parklande bei Adelaide in einem besonders dazu erbauten großen Zelte stattfinden, für die besten Erzeugnisse Preise aussetzt und vertheilt, ist ein besonderer Eifer in Erzielung vorzüglicher Früchte hervorgerufen worden, wie denn auch die Ausstellung im Februar 1850 ein rühmliches Zeugniß davon ablegte. Mit der Ausstellung pflegt stets ein Volksfest verbunden zu sein und die Besucher finden in den zahlreichen Kram-, Eß-, Trink- und Tanzbuden Gelegenheit zu anderweitigen Genüssen. —

Wie zum Ackerbau, so ist auch zur Betreibung der Viehzucht ein bedeutendes Capital erforderlich. Zwar kann man von der Regierung Weideland zu einem billigen Preise in

Pacht erhalten, auch sind Schafe und Hornvieh in hinreichender Menge zu kaufen; aber kleine Heerden werden wenig rentiren, da sie in vielen Punkten dieselben Ausgaben verursachen, als größere. Ein Schäfer wird fast ebenso leicht 1000 Schafe weiden als 500; die Kosten aber für Anlegung einer Schäferstation sowie für Unterhalt und Lohn der Schäfer machen bei beiden nicht viel Unterschied, daher findet man nur bemittelte Engländer als Heerdenbesitzer, wohl aber manchen armen Deutschen als Schäfer oder Stationsknecht. Diese führen ein höchst trauriges Leben. Mitten in der Einöde, oft 20 bis 30 Meilen von dem nächsten Wohnsitz eines Weißen entfernt, wohnen in einem kleinen Hause drei Menschen. Zwei sind Schäfer, sie treiben früh die Heerde aus und kehren gegen Abend zurück; der dritte, der Stationsknecht, besorgt das Hauswesen d. h. er bereitet das Frühstück und Abendbrot, täglich bestehend aus Thee, Hammelfleisch und Damper (Teig aus Mehl, Wasser und Salz auf der heißen Stelle im Kamin gebacken), reinigt die Hütte, wäscht die Kleidungsstücke und bewacht mit Hülfe der Hunde die am Abend in die Hürden getriebene Heerde, welche er am Morgen wieder den Hirten überliefert. Ihr Lohn sind 8 Schilling wöchentlich für den Knecht, 15 bis 20 für den erfahrenen Schäfer, nebst Beköstigung. Nur zuweilen spricht ein einsamer Wanderer in der Station vor und wird gern mit Thee und Damper bewirthet, oder ein vorüberziehender Trupp Eingeborener bringt Abwechslung in das einförmige Leben; von Zeit zu Zeit erscheint auch der Herr, um sich nach der Heerde zu erkundigen und in der Nähe das Känguruh oder Emu zu jagen. Kaum sollte man es glauben, daß zuweilen recht gebildete Leute, selbst Doktoren der Philosophie in solchen Schäferstationen angetroffen werden. Freilich sahen sie, durch ihre Körperlichkeit von schweren Arbeiten zurückgehalten, sich von der Noth gezwungen, diesen Lebensunterhalt zu wählen; mitunter reizte sie auch die Neuheit dieser Lebensweise und veranlaßte sie, ein halbes Jahr in der Wildniß zuzubringen; doch im letzteren Falle schwindet das Romantische bald und sie fühlen sich selten versucht, sich zum zweiten Male dem Genuß desselben hinzugeben.

Zur Zeit der Schafschur, also im November, giebt es in den Hauptstationen auch für Fremde Arbeit, und nach dem Verhältniß ihrer Geschicklichkeit guten Verdienst. Man zahlt für 100 Schaafe zu scheren 10 bis 15 Schilling, und ich habe mir sagen lassen, daß es Leute giebt, die 60 Stück täglich scheren, ein fleißiger und geschickter Arbeiter könnte also einen hübschen Wochenlohn haben, zumal da er für das Essen nur einen Schilling täglich zu zahlen hat. Einige unserer Schiffsgenossen, die ebenfalls diesen Erwerbszweig versuchten, hatten es freilich nur höchstens bis auf 20 Stück gebracht, und da sie die bedeutende Strecke bis zu den Stationen zu Fuß hatten zurücklegen müssen, während die Engländer gewöhnlich zu Pferde ankommen, so war ihnen nur wenig von der Arbeit zugefallen. Besonders beklagte ein Schneider, daß er, obschon an die Arbeit mit der Schere gewöhnt, mit der Schafschere gar nicht habe fertig werden können, und hätten die Schafe bei ihm gar nicht so ruhig gelegen, als bei den andern. Der Arme war übrigens auf dem Rückwege beinahe verhungert, da er von den Gefährten abgekommen fast zwei Tage in der Irre hatte umher laufen müssen. —

Die Rindviehzucht ist ziemlich bedeutend und versorgt vollkommen die Bedürfnisse der Colonie an Schlacht- und Zugvieh; eine Kuh kostet im Durchschnitt 3 L. Sterling, ein Zugochs 5 L. Die Pferdezucht steht noch zurück; denn von Zeit zu Zeit werden Pferde aus Sidney eingeführt, und auf dem Markte in der Nähe von Adelaide das Stück zu 4 bis 6 auch 10 L. Sterling verkauft. Sie sind natürlich noch roh und müssen, wie man in der Colonie sagt, eingebrochen d. h. zum Reiten und Fahren zugerichtet werden. Das Einbrechen kostet gewöhnlich 3 L. und ist eine der schwierigsten Arbeiten, zu der nicht nur große Geschicklichkeit und Körperkraft, sondern auch viel Ruhe und Geduld erforderlich ist. — Die Pferde sind von guter Race, muthig und ausdauernd. Bei Reitpferden kommt es häufig vor, daß sie durchgeritten werden, vielleicht eine Folge davon, daß man sie sehr jung schon anstrengt und der Engländer fast nie trabt, sondern

stets galoppirt. Pferderennen, dies Lieblingsvergnügen der Engländer, werden auch in Australien abgehalten. Auf einem weiten Anger vor der Südterrasse der Stadt, war die Bahn abgesteckt und dort wurde in den drei ersten Tagen des neuen Jahres fleißig gerannt und viel gewettet. Eine zahlreiche schaulustige Menge schien den lebhaftesten Antheil an den einzelnen Rennen zu nehmen; zu ihrer Bewirthung hatten die Publikwirthe (Besitzer von Gasthäusern) es an den nöthigen Einrichtungen nicht fehlen lassen, sondern große mit Balkons versehene, mit Fahnen reich geschmückte Buden errichtet, so daß die Ebene in diesen Tagen einen interessanten Anblick darbot.

Von dem Mineralreichthum Australiens ist viel Aufhebens gemacht worden, auch sind wohl in keinem Lande der Welt, Californien ausgenommen, in kurzer Zeit so viel Bergwerke entstanden als in Süd-Australien; mit dem Ertrage derselben sieht es aber keineswegs so glänzend aus, als man danach erwarten sollte. Mehrere Bergwerke bringen kaum die Betriebskosten, bei anderen haben die Aktienbesitzer sogar noch zuzuschießen. Nur wenn Steinkohlen aufgefunden werden, dürften für den Bergbau bessere Aussichten erwachsen. Die glänzende Ausbeute, welche die Burramine lieferte, hat viele verlockt, in Minen zu spekuliren und sie sind dabei Bankerott geworden, oder haben andere um das Ihrige gebracht; aber auch die Burramine hat in ihrem Ertrage nachgelassen und es scheint, als ob die Aktien derselben nur noch künstlich auf ihrer Höhe gehalten werden. In neuerer Zeit hat man Silberminen und Goldsand entdeckt, und letztern angefangen zu waschen, bis jetzt aber möchte das Tagelohn der Arbeiter noch nicht herausgewaschen werden. Das plötzliche Steigen der Burraaktien und das bedeutende Vermögen, was einzelne Colonisten dadurch erwarben, veranlaßt immer noch viele, Aktien auf neuentdeckte Minen zu zeichnen, es ist daher eine in Süd-Australien nicht ungewöhnliche Spekulation, ein großes Geschrei zu machen von entdeckten Erzschätzen, dadurch zum Ankauf von Aktien zu veranlassen, und wenn es gelingt, diese einigermaßen in die Höhe zu treiben, so ziehen sich die ur-

sprünglichen Unternehmer zurück und die armen Aktienbesitzer haben ihr Geld eingebüßt. Ob die während meiner Anwesenheit in Süd-Australien aufgefundenen Edelsteingruben ein besseres Resultat gegeben haben, als die nach Hamburg geschickten Proben erwarten lassen, muß die Folgezeit lehren. Einige Mitglieder der zur Ausbeute des Fundorts gebildeten Compagnie sahen sich bereits als Millionäre; ich befürchte jedoch, sie werden ihre sanguinischen Hoffnungen bereits bedeutend herabgestimmt haben. Endlich, damit alle Schätze gebührend vertreten werden, hörte ich unter der Hand, daß in der Nähe von Känguruheiland Perlmuscheln aufgefunden wären, und es soll mich nicht wundern, wenn wir nächstens in den Zeitungen lesen: „Die Perlen Süd-Australiens übertreffen die ostindischen an Größe und Reinheit." —

Was nun die Löhne betrifft, so sind auch sie sehr herabgesetzt, und da die Lebensmittel in den entfernten Bergwerksdistrikten sehr theuer sind, so dürften die, welche dort reichlichen Verdienst erwarten, leicht getäuscht werden. Deutsche Einwanderer pflegen übrigens nur, wenn sich nirgend andere Arbeit für sie findet, diese bei der Mine zu suchen, aber auch dort klopfen sie zuweilen vergebens an; denn selbst die Burramine hat öfters Ueberfluß an Arbeitern und pflegt dann einen Theil derselben zu entlassen. Ich habe mehrere gesprochen, die in der Burra gearbeitet hatten, sie konnten mir die Rohheit der dortigen Arbeiter nicht genug schildern, und ich will ihrer Versicherung, daß nur die äußerste Noth sie wieder dahin treiben könne, gern Glauben schenken. —

Obgleich das Klima in Süd-Australien auf mich so wenig, wie auf viele andere einen solchen Einfluß ausgeübt hat, daß wir durch dasselbe aller Sorgen vergessen hätten, so bin ich doch weit entfernt dasselbe tadelnd herabzusetzen. Bekanntlich kennt man dort keinen Winter sondern nur eine Regenzeit und eine heiße Zeit. Erstere beginnt mit dem Mai und schließt mit dem September; doch tritt sie nicht plötzlich ein, sondern es findet ein gewisser Uebergang statt. Die anfangs in größeren Zwischenräumen eintretenden Regenschauer nehmen allmälig an Stärke und Dauer zu, erreichen im Juni ihre

größte Höhe und nehmen ebenso wieder ab, so daß mehrere regenfreie Tage dazwischen vorkommen. Gewitter sind in dieser Zeit häufig, auch waren die Regenschauer noch im September öfters mit Hagel verbunden. Der Süd-West-Wind war vorherrschend und blies oft mit solcher Heftigkeit, daß ich einigemale befürchtete, er würde mir mein Bretterhaus über den Kopf zusammenstürzen. Als wir Anfangs August ankamen, fanden wir die Temperatur der Luft sehr angenehm, und ich wunderte mich oft, daß meine Nachbarn mir beim Begegnen ein: very cold to day, Sir (sehr kalt heute, mein Herr) zuriefen; doch sie waren länger in der Colonie und wer dort schon einigemale die heiße Zeit erlebt hat, dem ist die Kälte der Regenzeit bei weitem empfindlicher, obwohl wir selten früh Morgens unter 6° Reaumur hatten. Dazu kommt, daß die leichte Bauart der Häuser sowie die mangelhafte Heizung der Zimmer durch Kamine, besonders bei naßkaltem Wetter, die Temperatur geringer erscheinen lassen, als sie ist. —

Der Monat Oktober bildet den Uebergang zur heißen Jahreszeit, und man könnte ihn mit Recht den Wonnemond Australiens nennen. Das Thermometer zeigt höchstens 22 Grad, eine himmlisch reine Luft, der freundlichste Sonnenschein fordern den Menschen auf, die Erde in ihrem Festkleide zu bewundern und sich des frischen Grüns der Blüthenpracht der Bäume, Sträucher und des Feldes zu freuen; allmälig aber steigert sich die Wärme und erreicht im Januar und Februar öfters eine Höhe von 34 bis 36 Grad. Wenn dann noch der heiße Nordwind über die Ebene hinstreicht und mit seinem Glutathem die Athmosphäre erfüllt, dann welkt das letzte Grün, Menschen und Thiere suchen den schützenden Schatten und lechzen nach Kühlung. Die Natur scheint ausgestorben zu sein, denn selbst die Vögel sitzen ohne sich zu regen, mit halbausgebreiteten, hängenden Flügeln und offenem Schnabel jedes kühlende Lüftchen auffangend. —

Während der Regenzeit sind die Wege des tiefen Morastes wegen fast ungangbar und selbst in vielen Straßen von Adelaide findet man mit Mühe zwischen Wasserpfützen

und ausgefahrenen Gleisen eine Stelle, auf der der Fuß nicht tief in das aufgeweichte Erdreich einsinkt, oft ist sogar auf den chaussirten Wegen der Schmutz so stark, daß die Ueberschuhe der Damen versinken würden, wenn nicht stählerne zwei Zoll starke Ringe unter ihnen befestigt wären. Die heiße Zeit dagegen bringt einen andern Uebelstand. Der geringste Luftzug nämlich läßt Wolken von Staub sich erheben, die besonders bei den häufigen Wirbelwinden eine solche Ausdehnung gewinnen, daß sie ganze Gegenden in ihren grauen, schmutzigen Schleier hüllen und auf allen Gegenständen im Innern der Häuser eine starke Dosis ihres Inhalts zurücklassen. Besonders ist Süd-Adelaide häufig von solchen Staubwirbelsäulen heimgesucht, die bisweilen so stark sind, daß die auf der Straße befindlichen Bewohner genöthigt werden, vor ihnen in dem nächsten Hause eiligst eine Zuflucht zu nehmen. —

Im Uebrigen kann ich meine frühere Behauptung, daß das Klima im Ganzen gesund zu nennen sei, nur wiederholen. Climatische Fieber und ähnliche mit der Beschaffenheit des Landes verknüpfte Krankheiten kommen nicht vor; denn wenn auch die großen Schwankungen in der Temperatur (der Unterschied beträgt an einem Tage zuweilen 16 bis 20 Grad) ferner die nach der Hitze des Tages oft plötzlich eintretende Kälte leicht rheumatische Uebel veranlaßt; so kann man sich doch gegen den schädlichen Einfluß dieses Wechsels schützen, und der, welcher im Freien schwere Arbeiten zu verrichten hat, thut deshalb wohl, stets ein wollenes Hemd zu tragen. —

VI. Abschnitt.

Adelaide und seine nächste Umgebung, die wichtigsten Plätze der Colonie.

Schon oben habe ich die Gegenden bezeichnet, in denen vorzugsweise Ansiedlungen gefunden werden. Der wichtigste Punkt ist natürlich die Hauptstadt der Colonie, Adelaide und

ihre nächste Umgebung. Die Stadt liegt ungefähr 7 engl. Meilen vom Meere und drei vom Gebirge entfernt an beiden Ufern des Torrens. Der wichtigere und ältere Theil auf einer nach allen Seiten hin abfallenden kleinen Hochebene von ¾ engl. Meilen im Geviert, enthält die Wohnung des Gouverneurs in einem auf der Nordseite belegenen, rings von einer Mauer umschlossenen Garten, ferner die öffentlichen Gebäude, wie die Post, die Börse, das Gerichtshaus und verschiedene Kirchen. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinklig und sind in dem nach dem Fluß hin belegenen Theil fast vollständig mit Häusern besetzt, während auf der Südseite zwischen einzelnen Häusergruppen weite Plätze noch unbebaut liegen, so daß ich mich in der ersten Zeit zwischen diesem Häusergewirre nicht zu recht finden konnte. Ich wunderte mich Anfangs, daß man so zerstreut sich angebaut hatte; allein bald erkannte ich den Grund. In den belebteren Theilen der Stadt ist nämlich der Preis der Baustellen so bedeutend gestiegen, daß der Fuß Front bei einer Tiefe von 100 Fuß bereits mit 5 und mehr L. Sterling bezahlt wird, weswegen weniger Bemittelte in den entlegenen Gegenden der Stadt sich anzubauen pflegen, und auch dort sind Baustellen ziemlich im Preise. Mir wurden für einen Platz von 90 Fuß Länge und 80 Fuß Tiefe 58 L. Sterling abgefordert und ich hörte später, er sei für 74 L. Sterling verkauft worden. Wenn man hört, daß auf diesem Platze nach einem mir gemachten Anschlage 12 Cottages (Wohnungen) mit dem nöthigen Hofraume stehen und noch zwischen den Häuserreihen ein Fahrweg frei bleiben konnte, so wird man sich eine Vorstellung von der Größe vieler Häuser in Adelaide machen können. Nach einem neuern Gesetz sollen alle Bauplätze mit einer Einfriedigung umschlossen sein, was wenigstens das Gute hat, daß dadurch die Straßen genau abgegrenzt werden und der Neuangekommene nicht Gefahr läuft stundenlang in der Irre umherzulaufen oder wohl gar in irgend eine mit Wasser gefüllte Grube zu gerathen. Die einzige Erleuchtung der Stadt geht nämlich von den Gasthäusern aus, indem die Besitzer derselben die Verpflichtung

haben, vor ihrem Lokale die Nacht hindurch eine Laterne zu unterhalten; so zahlreich nun auch diese Publikhäuser angetroffen werden, reichen sie bei der Ausdehnung der Stadt doch nicht hin, und es war daher obige Verordnung von der Nothwendigkeit geboten. Die für den Verkehr wichtigste Straße ist die Hindlystreet und deren Verlängerung die Rundlestreet. Beide sind chaussirt und an den Häusern entlang befinden sich breite, zuweilen mit Granitplatten belegte, zuweilen überbaute Wege für die Fußgänger. Hier sind die bedeutendsten Geschäftslokale, und der von Port kommende Einwanderer wundert sich bei seinem Eintritte in dieselbe über die Reihe von Kaufläden, von denen mehrere sowohl durch ihr Aeußeres, sowie durch die in ihnen ausgestellten Waaren den eleganten Läden Berlins an die Seite gesetzt werden könnten. Da, wo beide Straßen zusammentreffen, werden sie von der nicht minder wichtigen King Williamstreet geschnitten, die der Wohnung des Gouverneurs gegenüber beginnend von Norden nach Süden in einer Breite von 60 Schritt die Stadt durchschneidet. Hier ist die neue Börse, das Gouvernementsgebäude und binnen Kurzem möchten die neuen Prachtgebäude der Post, des Gerichtshauses und einer Kaserne die Straße vor allen übrigen auszeichnen. Die meisten Häuser der Stadt sind klein und einstöckig, oft nur ein höchstens drei Zimmer enthaltend; denn der Engländer liebt nicht mit mehreren Familien zusammen ein Haus zu bewohnen; doch werden von neuern Häusern viele schon zweistöckig und fast alle massiv aufgebaut. Die in Adelaide lebenden Deutschen bewohnen meist den östlichen Theil der Stadt und ihr Loos ist aus dem Namen einzelner für mehrere Familien eingerichteter Gebäude jener Gegend abzunehmen; denn da giebt es einen langen Jammer, kurzen Jammer, deutschen Jammer, Rosenjammer (nach seinem Erbauer dem Tischler Rosenthal so genannt) ja sogar ein hohes Elend. — Jammer und Elend freilich findet man dort genug und die engen schmutzigen Räume mögen oft Zeugen sein schmerzlicher Sehnsucht nach ferner Heimath und bitterer Reue über leichtsinniges Aufgeben besserer Verhältnisse. —

Da Adelaide nach Süden und Westen hin, an eine kahle, baumlose Ebene grenzt, so ist es durch Nichts gegen die aus jenen Gegenden häufig wehenden Winde und die von ihnen aufgeregten Staubmassen geschützt. Ein zweiter noch bedeutenderer Uebelstand liegt in dem gänzlichen Mangel an trinkbarem Wasser, weswegen die Bewohner genöthigt sind, das Wasser aus dem Torrens zu trinken und für die Tonne je nach der Entfernung ihrer Wohnung von dem Flusse und nach der Jahreszeit 5 bis 10 Sgr. zu zahlen. Der Stand der Wasserfuhrleute ist daher ziemlich zahlreich. Auf einem zweirädrigen, mit einem starken Pferde bespannten Karren, auf dem ein großes mit einem Schlauch versehenes Faß befestigt ist, fahren sie nach dem Torrens hinab und versorgen die einzelnen Haushaltungen mit Wasser; jede derselben hat daher auf dem Hofe, oder vor der Thür auf der Straße eine Tonne liegen, die als Wasserbehälter dient. In der Regenzeit geht die Sache. Der Torrens hat reichliches, wenn auch trübes Wasser und in den Tonnen bleibt es frisch und wohlschmeckend; doch im Sommer sieht es trauriger aus. Der Fluß hat so abgenommen, daß er an vielen Stellen kaum sein Bett bedeckt und das Wasser aus den einzelnen tiefen Löchern geschöpft werden muß, in den Tonnen aber wird es bald unter dem Einfluß der brennenden Sonne lauwarm und es gehört Ueberwindung dazu, an solchem Tranke sich zu laben. —

Nord-Adelaide, der zweite kleinere Theil, hat eine weit günstigere Lage. Auf dem rechten Ufer des Torrens, an dem südlichen Abhang eines kleinen Höhenzuges sich hinziehend, wird es im Süden und Westen durch den zwischen beiden Städten sich ausdehnenden Park gegen den Staub, im Norden durch den Höhenzug selbst gegen die heißen Winde geschützt, auch fehlt es ihm nicht an süßem Wasser. Dieser Vortheile wegen pflegen wohlhabende Engländer hier zu wohnen, und besonders besteht die Seite nach dem Park zu aus einer Reihe hübscher, von zierlichen Gärten eingeschlossener Landhäuser. Diese, sowie die im gothischen Stil erbaute Kirche auf der Anhöhe und der nahe Park, der sich

zur Seite der Stadt hinzieht, geben ihm ein bei weitem freundlicheres Ansehen, als die gegenüberliegende Schwester sich rühmen kann. In der Senkung zwischen beiden Städten hat man die hohen Eukalyptenbäume stehen lassen und sie bilden den sogenannten Park; in der Mitte der Senkung aber ist das tiefe Flußbett des Torrens, über das jetzt nur eine schmale hölzerne Brücke führt, da der hochangeschwollene Strom schon zweimal massive Brücken hinweggerissen hat. Da aber die eine halbe Meile oberwärts und unterwärts über den Torrens führenden Brücken für den Verkehr zwischen beiden Städten zu entlegen sind, und eine Furt im Flusse, sobald die Regenzeit eintritt, ungangbar wird, so hatte man bei meinem Weggange schon wieder den Neubau einer Brücke begonnen und hoffte diesmal eine Stelle gewählt zu haben, welche weniger der Gewalt des Stromes ausgesetzt ist. —

Die nächste Umgegend der Stadt ist ziemlich reich an Dörfern und einzeln liegenden Gehöften. Hindmarsh (nach dem ersten Gouverneur der Colonie benannt) habe ich schon früher erwähnt, sowie des gegenüberliegenden nur durch die Landstraße getrennten Broden; nicht weit davon mehr nach Westen sieht man Tavertonbridge, von ihm weiter nach Süden, eine Stunde von der Stadt, Blackforest (Schwarzwald); an der Südseite der Stadt liegt das freundliche Dorf Unly, daneben das neugegründete Fullarton; eine halbe Stunde weiter südlich in einem ziemlich romantischen Thale Glen Osmond mit Blei und Silberminen, in einem andern diesem zur Seite liegenden Thale Brown-Hill-Kreek, von einem nie versiegenden Gebirgsbach durchflossen und seiner schönen Lage wegen der Sommeraufenthalt wohlhabender Städter. Im Osten von Adelaide fast mit der Stadt zusammenhängend Norwood und am Fuß des Gebirges das niedlich gebaute bedeutende Kensington, ihm zur Seite aber mehr nach Nordosten Wockeville und Klemzig.

Außer Adelaide giebt es nun in der Colonie noch viele kleinere Städte; doch bestehen mehrere derselben bis jetzt kaum aus 10 bis 15 Häusern und sollen erst allmälig ihren Na-

men verdienen. Scheint nämlich ein Platz zur Anlage einer Stadt günstig zu sein, so reicht ein Publikhaus, ein Shop oder Kramladen, sowie die Niederlassung einiger der wichtigsten Handwerker, eines Bäckers, Fleischers, Schmids, Tischlers und Schneiders dazu hin, um den Namen Town (Stadt) anzunehmen. — Die wichtigsten doch schon bedeutenderen Städte im Norden sind Gawlertown fast 30 engl. Meilen von Adelaide mit einer Dampfmühle; 10 Meilen nördlicher das zerstreut liegende Lindocqvalley, noch 10 Meilen weiter das meist von Deutschen bewohnte Tanunda; im Süden aber Macclesfield, ebenfalls der Wohnsitz zahlreicher Deutschen, Strathalbyn, Wellington am Ausfluß des Murray in den Victoriasee, Brighton an der Bay, als Badeort und seiner gesunden Lage wegen als Sommeraufenthalt stark benutzt, Noarlunga und Wilunga in einem vorzugsweise fruchtbaren Landstriche, auf den sich neuerdings vorzüglich die Aufmerksamkeit der Einwanderer gerichtet hat. — Von den Niederlassungen der Altlutheraner liegt Bethanien und Lobethal ungefähr 40 Meilen nördlich, Hahndorf 20 Meilen südlich und Klemzig 1½ Stunde nordöstlich von Adelaide.

VIII. Abschnitt.

Die Bevölkerung der Colonie, der englische und deutsche Colonist, sittlicher Zustand derselben.

Die Colonie zählt ungefähr 150,000 Seelen, von denen an 20,000 auf Adelaide kommen. Der bei weitem größere Theil der Einwohner sind Engländer, der kleinere Deutsche, und zwischen ihnen leben einige schwache Stämme der Eingebornen. Wollte man die englische Nation nach den Colonisten in Australien beurtheilen, so würde man, glaube ich, ein unrichtiges Urtheil fällen; denn es schien mir, als ob die Tugenden jener bei den Colonisten im geringeren, die Fehler aber im höheren Grade auftreten. Reges National-

gefühl, Achtung gegen das Gesetz, praktischer Sinn, Fleiß und Betriebsamkeit finden sich auch bei den englischen Bewohnern Süd-Australiens; aber auch stolzes Herabsehen auf alles Fremde, Verachtung dessen, was nicht englisch ist, kaltes Berechnen und Verfolgen des eigenen Vortheils ohne Rücksicht auf das dadurch veranlaßte Verderben Anderer, Unmäßigkeit, Völlerei, Rohheit, Unwissenheit. Ohne jene Tugenden sich anzueignen kommen die deutschen Ansiedler ihren englischen Brüdern in ihren Fehlern bald gleich, ja übertreffen sie noch darin; was Wunder also, daß sie das gegen sie herrschende Vorurtheil bis jetzt nicht vermindert haben, und der geringste Engländer mit einer gewissen Verachtung auf Deutsche hinblickt. Nur wenigen ist es gelungen, ihrer Befähigung, ihrer wissenschaftlich künstlerischen Ausbildung Geltung und Anerkennung zu verschaffen; wie es denn als ein günstiges Zeichen der Annäherung beider Nationen betrachtet werden muß, daß jüngst zum ersten Male ein Deutscher das Amt eines Friedensrichters bekleidet.

Der englische Colonist fühlt sich als ein Glied eines mächtigen, geachteten Staats, die Colonie ist ein Theil desselben, auf sie trägt er daher auch einen Theil seiner Liebe zum Vaterlande über; er rühmt ihre Vorzüge und hört es gern, wenn man dieselben heraushebt und zu würdigen versteht; er folgt selbst in der höchsten Aufregung den Anordnungen des Gesetzes und den Anweisungen derer, welche für Aufrechthaltung desselben zu wachen haben, und ein einziger Constabler ist im Stande Ruhe und Ordnung, sollten sie ja einmal gestört werden, wieder herzustellen; der englische Colonist weiß mit praktischem Sinn das für ihn Ersprießliche herauszufinden, und die sich ihm darbietenden Vortheile geschickt zu benutzen; arbeitet er, so setzt er seine ganze Kraft daran. Da wird nicht geraucht, nicht gesungen, nicht gesprochen, sondern gearbeitet; doch keineswegs über die Kräfte; er gönnt sich vielmehr hinreichende Zeit zur Erholung, hört eben so pünktlich auf, sobald der Feierabend (Abends 6 Uhr, Sonnabend 4 Uhr) herangekommen ist, und spottet über den Deutschen, der um die vertrödelte Zeit einzubringen, noch

eine Stunde länger sich abquält. Der englische Arbeiter wird selten für Tagelohn arbeiten, er liebt es die Arbeit im Akkord zu nehmen, und ich habe gefunden, daß Arbeitgeber und Arbeiter sich gut dabei standen; denn die Arbeit wurde rascher gefördert und kostete weniger, als wenn sie für Tagelohn angefertigt wäre, während der Arbeiter durch seinen Fleiß einen reichlicheren Verdienst erzielt. — Der Engländer schließt sich schwer an, es kostet Mühe sein Vertrauen seine Freundschaft zu gewinnen; dagegen bewahrt er sie desto treuer, und man kann sich in allen Verhältnissen des Lebens auf sie verlassen; er drängt seinen Rath nicht auf, ist aber bereit ihn nach seinem besten Wissen zu geben, und man kann in den meisten Fällen versichert sein, daß er gut ist; ja ich habe sogar gefunden, daß, hat man sein Interesse erregt, auf seine Hülfe sicherer zu bauen ist, als auf die unserer deutschen Landsleute.

In der Wohnung des englischen Ansiedlers fand ich häufig eine gewisse Zierlichkeit, mochten die Mobilien auch noch so ärmlich sein, auch waren die Kinder, besonders die kleineren meist reinlich und nett angezogen; die englische Hausfrau hat aber auch nur für ihre Wirthschaft zu sorgen, der Mann würde es für eine Schande halten, wenn seine Frau genöthigt würde, außer dem Hause zu arbeiten und für Herbeischaffung der Subsistenzmittel mit Sorge zu tragen; dafür kann er mit Recht Ordnung und Sauberkeit verlangen und sie wird ihm, soll auch die Frau allsonnabendlich waschen und plätten, um ihn für den Sonntag mit blendend weißer Wäsche zu versehen.

Der deutsche Einwanderer hat sein Vaterland aufgegeben, besitzt er auch einiges Nationalgefühl, so kann er dasselbe nicht geltend machen, und muß sich der fremden Nationalität unterordnen, was einigen freilich so gut gelingt, daß sie sich fast schämen Deutsche zu sein und lieber für Engländer gelten wollen. Von einem namhaften Herrn wurde mir erzählt, er habe bei einem Meeting (öffentlicher Versammlung) seine Rede mit den Worten begonnen: „Ich bin zwar nur ein Deutscher," worüber Engländer am meisten sich aufhielten.

und was warrlich nicht dazu beitragen kann, ihn in der Achtung derselben zu erhöhen. Andere haben durch längern Aufenthalt in der Colonie sich allmälig an englische Sitte und Lebensweise gewöhnt, sogar ihre Muttersprache beinahe vergessen, sind eingebürgert und haben in Australien ein neues Vaterland gewonnen. Wenige bewahren ihre Anhänglichkeit an das Land ihrer Geburt, und ihnen wird es, falls sie sich nicht darauf beschränken, dies Gefühl nur auf der Zunge zu tragen oder durch: „Was ist das deutsche Vaterland" ausströmen zu lassen; sondern deutschen Ernst, deutsche Bildung, deutsche Treue, deutsche Gemüthlichkeit in ihrem ganzen Sein und Wesen offenbaren, auch gelingen, die Achtung des bessern Theils der Bewohner Süd-Australiens zu erringen und dem deutschen Namen Ehre zu machen. — Aus dem Mangel an Nationalgefühl leite ich es ferner her, daß die Deutschen unter sich nicht fester und inniger verbunden sind. Man sollte glauben, daß in viertausend Meilen weiter Entfernung das Herz dem Landsmann freudiger entgegenschlagen, ein jeder sich dem andern näher gerückt und inniger mit ihm verbunden fühlen müsse; gemeinsames Handeln, gegenseitige Hülfe und Unterstützung ergeben sich daraus von selbst, und würden dazubeitragen vielen unserer Landsleute ein besseres Loos zu bereiten. Nichts von alle dem, oder nur sehr wenig! Es besteht zwar eine kirchliche Verbindung unter den in Adelaide lebenden Deutschen; doch die Theilnahme ist noch sehr gering und das Beispiel des streng kirchlichen Sinns der Engländer hat bis jetzt nur so viel gewirkt, daß der deutsche Einwanderer wenigstens am Sonntage nicht arbeitet, um dadurch kein öffentliches Aergerniß zugeben. Der Pastor der deutschen Gemeinde, Kappler, wird nur noch durch milde Gaben einzelner Gemeindeglieder von drückender Noth geschützt. Derselbe wurde mir als treuer Diener des göttlichen Wortes geschildert, unähnlich manchem seiner deutschen Amtsbrüder, die im zelotischen Eifer einer den andern zu verketzern suchen und jubeln, wenn es ihnen gelingt der fremden Heerde ein Schaf abtrünnig zu machen. Eine deutsche Schule ist noch gar nicht vorhanden, denn die, welche

einiges Vermögen besitzen, um ihren Kindern Unterricht ertheilen zu lassen, ziehen es vor, sie in englische Schulen zu schicken, und trösten sich bei den geringen Fortschritten derselben damit, daß sie doch wenigstens englisch lernen. Eine Krankenkasse ist gestiftet, und zur Gründung eines deutschen Hospitals sind in der neusten Zeit ernstere Schritte gethan, wenigstens melden mir die jüngsten Nachrichten, daß ein für Unterstützung dieses Zwecks veranstaltetes Conzert einen Ertrag von 150 L. Sterling geliefert habe. In geselliger Hinsicht findet außer den Wirthshäusern kein Vereinigungspunkt statt. Die vor zwei Jahren gestiftete Lesegesellschaft vegetirt kaum, bietet aber auch den Mitgliedern herzlich wenig, obgleich im Prospekt viel versprochen war; dagegen erfreut sich eine am 23. Juni 1850 gegründete deutsche Liedertafel, zu der ich mich freue die Anregung gegeben zu haben, der lebhaftesten Theilnahme, und wird nicht nur dazu dienen, die Deutschen zu vereinen, sondern sie auch den Engländern, die den Gesang außerordentlich lieben, freundlich zur Seite zu stellen. — Wenn die neu begründete Süd-Australische Zeitung unter Redaktion von Mücke, Schomburgk und Droege, deren längeres Bestehen leider noch in Frage gestellt war, ihre Aufgabe erkennt, und mit Freimuth die Interessen der deutschen Einwanderer in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht, so könnte sie segensreich wirken. Ein reicher Stoff liegt ihr vor, und möge sie es nicht scheuen auf die Mängel hinzuweisen, die den deutschen Ansiedler schon bei seinem Eintritt in das Land schmerzlich berühren. Der Neuangekommene tritt in eine freundlose Fremde. Kaum daß die Ankunft eines deutschen Schiffes einige Neugierige oder solche, die von der Unerfahrenheit der Eintreffenden Vortheile zu ziehen gedenken, veranlaßt, ihnen freundlich entgegenzukommen. Einige der ältern deutschen Colonisten, die sich früher beeilten, ihren Landsleuten Rath und Hülfe anbietend zu nahen, überlassen sie jetzt ihrem Schicksal und sind von ihren menschenfreundlichen Bemühungen zurückgekommen, da sie oftmals statt Dank Hohn und Spott einernteten. Ich lernte z. B. die brave Familie des Schmids Diekmann in Nord-Adelaide ken-

nen und fand in der Frau ein für das Wohl ihrer Landsleute warm fühlendes Herz, in dem Mann einen biedern, erfahrenen und zur Hülfe bereiten Colonisten, in den Söhnen kräftige, arbeitstüchtige, gesunde Männer; doch sie alle erklärten, der größere Theil der Einwanderer sei von einem solchen Dünkel besessen, daß es sich nicht der Mühe lohne ihnen Rath ertheilen zu wollen. — Es machte einen recht widerlichen Eindruck auf mich, als ich kurz nach meinem Eintreffen in Adelaide von verschiedenen Seiten gewarnt wurde, mich ja vor diesem und jenem in Acht zu nehmen; denn er gehe nur darauf aus die Neulinge um das Ihrige zu bringen, und oft waren die Warner solche, vor denen mich andere wieder zu warnen suchten. Leider sind jedoch dergleichen Warnungen nicht überflüssig, wie viele schon bitter erfahren haben, die in ihrer Unerfahrenheit auf Anerbietungen älterer Colonisten eingehend in kurzer Zeit Hab und Gut verloren sahen. Dabei geht die Frechheit der Betrüger so weit, daß sie sich nicht nur ihrer Pfiffigkeit rühmen, sondern es sich sogar zum Verdienst anrechnen, den Betrogenen für die Colonie eingebrochen d. h. ihn in einen Zustand versetzt zu haben, der ihn nöthigt alle Ansprüche, die über die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens hinausgehen, aufzugeben, und alle seine Kräfte anzustrengen, um sich wieder aus der Misere emporzuarbeiten. Zuweilen haben sie Recht; denn der aller anderen Mittel Beraubte wird durch die Noth auf die in ihm schlummernde Kraft hingewiesen, und diese richtig angewandt kann möglicher Weise der Hebel werden, der sein Glück dauernd erhebt, zumal da er durch bittere Erfahrungen gewitzigt vorsichtiger in seinen Unternehmungen zu Werke geht. Aber eben so oft werden solche Täuschungen besonders den Familienvater in das bitterste Elend stürzen; er verliert die Hoffnung, Kummer und Sorge zerstören seine Kraft, er läßt es gehen, wie es gehen will, sucht in Wirthshäusern die quälenden Gedanken zu vertreiben und hält sich, indem er jede Gelegenheit benutzt, Andere hinter das Licht zu führen, für berechtigt Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Ueberhaupt habe ich gefunden, daß der Einfluß des Le-

bens in der Kolonie auf die Moralität im Ganzen als nachtheilig bezeichnet werden muß. Selbst Männer, die ich für durchaus rechtlich erkannt hatte, wurden nach kurzem Aufenthalt in Adelaide lauer in ihren Grundsätzen und ließen sich zu Handlungen bestimmen, die keineswegs vor der strengen Sittlichkeit gerechtfertigt werden konnten. Freilich haben sie Vorbilder genug an Männern, die, obwohl sie durchaus nicht schwierig sind in der Wahl der Mittel, ihr Vermögen zu vermehren, wenn solche nur nicht gesetzliche Ahndung nach sich ziehen, dennoch eben ihres Vermögens wegen, hoch geehrt sind. Manche derselben haben sich, früher von England nach Van Diemensland transportirt, nach Ablauf ihrer Strafzeit übersiedelt und die Schule, welche sie durchgemacht haben, ist ihnen vortrefflich zu Statten gekommen. — Wer geschickt ist, andere zu überlisten, gilt für einen gescheidten Kerl; der Redliche, welcher eingegangenen Verbindlichkeiten selbst mit Verlust seines Vermögens nachkommt, heißt ein Dummkopf; wer zu rechter Zeit einen günstigen Bankerott macht, hat gut spekulirt. — Wucher ist an der Tagesordnung und sogenannte Schillingsmänner, die für 1 L. Sterling wöchentlich 1 Schilling also von 20 jährlich 52 Zinsen, also über 250 Prozent nehmen, finden sich unter Engländern und Deutschen. —

Hierzu kommt noch, daß Veranlassungen zur Ausschweifung aller Art zahlreich vorhanden sind und um so häufiger benutzt werden, als auf der einen Seite die Entbehrungen, welche viele während ihres Aufenthalts in der Wildniß zu erdulden haben, sie veranlaßt, sobald die Gelegenheit dargeboten wird, sich dafür schadlos zu halten, auf der andern Seite viele in Gin und Brandy sich zu betäuben und auf Momente ihr Elend zu vergessen suchen. Die zahlreichen Publikhäuser sind daher selten ohne Gäste und die Wirthe machen trotz der hohen Abgaben, die ihnen auferlegt sind, die besten Geschäfte. Kaufleute in Adelaide versicherten, es sei nichts Seltenes, daß Männer, die ein halbes Jahr in der Wildniß zugebracht, mit 16 bis 20 L. in der Tasche am Sonnabend nach der Stadt kämen, für 4 bis

5 L. sich kleiden und den Rest ihrer Baarschaft mit lustigen Cumpanen und liederlichen Dirnen, die an Frechheit die der größten Städte Europas übertreffen, bis zum Montag früh verjubeln, dann oft in den Laden, in welchem sie ihre Kleidung gekauft, zurückkehren, diese für die Hälfte des Werthes verkaufen, ihre von dem Kaufmann sorgfältig aufgehobenen Lumpen wieder anziehen, und nachdem sie die erhaltenen Schillinge noch durchgebracht haben, in den Busch zurückkehren, selig in Erinnerung der köstlich verlebten Tage.

Geistige Genüsse giebt es wenig in Adelaide. In dem Theater bin ich nie gewesen; nach den Anschlagezetteln wurde von 7 bis 11 Uhr viel geboten und sogar einzelne Scenen aus Shakspearschen Dramen zur Aufführung gebracht; aber auch in öffentlichen Blättern über die schrankenlose Unsittlichkeit in dem Spiel Einzelner starke Klage geführt. Die öffentlichen Conzerte wurden mehrmals ziemlich zahlreich besucht, auch spielen einige deutsche Mitglieder des Orchesters recht wacker, dagegen werden zuweilen Sachen vorgetragen, bei denen man nicht weiß, ob man die Dreistigkeit der Vortragenden oder die Geduld des Publikums mehr bewundern soll. Die Ansprüche des letzteren sind freilich leicht befriedigt, wie wir selbst in der Liedertafel mehrmals zu erfahren Gelegenheit hatten.

Wenn ich öffentliche Bälle hierher rechnen darf, so fehlt den Tanzlustigen dies Vergnügen nicht. Wie es auf denselben zugeht, kann ich nicht als Augenzeuge berichten; nach dem zu urtheilen, was ich darüber gehört: sehr zwanglos. Endlich fand ich, so oft ich das Courthouse (Gerichtshaus) betrat, stets eine ziemliche Anzahl Neugieriger daselbst versammelt, um den öffentlichen Gerichtssitzungen beizuwohnen. Da alle polizeilichen Vergehen binnen 24 Stunden abgeurtheilt werden müssen, so kann der, welcher diese Art der Unterhaltung liebt, sie jeden Vormittag haben. Zuweilen ist sie interessant genug. So erinnere ich mich einer Verhandlung beigewohnt zu haben, die wegen der betheiligten Personen die Theilnahme der dortigen Deutschen erregte. Ein im starken Geruch des Wuchers stehender Deutscher hatte an einem

öffentlichen Ort eine Ohrfeige erhalten und bewies mit großem Eifer unter Beibringung vieler Zeugen, er habe sie erhalten. Nachdem der Kläger den Thatbestand der Klage dargethan hatte, fragte der Richter den Beklagten, was er dagegen einzuwenden habe? und erhielt die phlegmatische, allgemeine Heiterkeit erregende Antwort: Gar nichts; denn ich habe ihm die Ohrfeige mit vollem Bewußtsein gegeben. Verklagter wurde in die Prozeßkosten verurtheilt und mußte gegen eine Caution von 5 L. Sterling auf ein halbes Jahr Urphede schwören, d. h. versprechen, sich während dieser Zeit aller Thätlichkeiten gegen den Kläger zu enthalten. Eine andere komische Scene veranlaßte in dieser Verhandlung die beharrliche Weigerung eines zum Zeugen aufgerufenen Arbeiters, irgend eine Aussage machen zu wollen, bevor ihm nicht der Richter die Versicherung gegeben, daß er für seine Bemühung auch Bezahlung erhalten werde.

Ich füge noch die Erzählung eines ernsteren Falles hinzu der zugleich zum Beweise dient, wie leicht Deutsche in engl. Colonieen sich einer Handlung schuldig machen können, die von dem engl. Gesetz sehr streng geahndet wird. Ein mir befreundeter junger Mann hatte im Aerger, daß auf einem von ihm bearbeiteten Stück Landes, das noch nicht ganz umfenst war, allnächtlich von Pferden Verwüstungen angerichtet wurden, auf diese beim Anbruch des Tages, mehr um sie zu schrecken als um ihnen Schaden zuzufügen, geschossen und das Unglück gehabt, eins derselben zu tödten.

Der Eigenthümer, ein Fleischer in Adelaide, auf das Höchste erbittert über den ihm zugefügten Verlust, ließ sich auf keinen unter der Hand ihm angebotenen Schadenersatz ein und erklärte, er wolle den Thäter an den Galgen bringen. Wenn es nun dazu auch nicht gekommen wäre, so konnte doch Deportation nach van Diemensland für eine That, die als eine böswillige Verletzung fremden Eigenthums angesehen ward, als Strafe verhängt werden, Grund genug, um für den armen H. zu fürchten. Ein Verhaftsbefehl gegen den muthmaßlichen Thäter wurde erlassen, und da dieser bis zum Abend des zweiten Tages sich versteckt gehalten hatte, so

wurde er, obgleich er sich endlich freiwillig stellte, von den Constablern gefesselt und zu schweren Verbrechern in das Gefängniß gesetzt. Mit Besorgniß sahen wir dem Ausgang entgegen. Der Kläger hatte den Beweis zu führen, daß der Angeklagte wirklich der Thäter sei; zugleich lag es im Interesse der Constabler den Schuldigen zu ermitteln, denn je öfter ihnen dies gelingt, desto höher steigen sie im Rang, also auch im Gehalt. Zwei derselben hatten schon am Tage vorher das erschossene Thier näher untersucht, aber in der Wohnung des Angeklagten keine Waffen gefunden; zwei Nachbaren waren vorgeladen worden, und von ihrer Aussage hing Alles ab. Endlich schlug die Stunde der Verhandlung. Unser Freund wurde von seiner Wache hereingeführt und nahm auf der Bank der Angeklagten seinen Platz. Welche Veränderung hatte eine einzige Nacht im Gefängnisse und der stete Gedanke an die gefahrvolle Lage hervorgebracht. Die sonst so frische Röthe des Gesichts war einer fahlen Blässe gewichen, die Hare hingen unordentlich um den Kopf; der Kleidung sah man es an, daß sie längere Zeit nicht abgelegt war. Der Arme gestand mir später, er habe eine grauenvolle Nacht im Gefängnisse verlebt; denn seine Mitgefangenen hätten, da er sich entfernt von ihnen gehalten, alles mögliche hervorgesucht ihren rohen Muthwillen an ihm auszulassen.

Zum Glück war der Ausgang des Prozesses besser, als wir erwarten konnten. Obgleich einer der Constabler sich alle Mühe gab, die Schuld des Angeklagten darzuthun; die Zeugen wollten die Identität desselben mit der von ihnen in der Morgendämmerung bemerkten Person nicht auf ihren Eid nehmen, und man sah es dem Richter an, wie es ihm selbst Freude machte, den Angeklagten wegen mangelnden Beweises für frei erklären zu können. —

Die Entscheidung über Verbrechen geht von einer Jury aus, die jedes Vierteljahr zusammenberufen wird.

Ein Hauptvergnügen australischer Colonisten ist Reiten und Fahren. Zu Pferde erscheinen die Kaufleute an der Börse, Richter und Klienten vor dem Gerichtshause, Kauflustige vor den Auktionslokalen; zu Pferde besucht der Arzt

seine Patienten, zu Pferde versorgen Bäcker, Fleischer, Milchverkäufer ihre Kunden. Alt und Jung, Herren und Damen, Laien und Geistliche, Alles reitet und zwar meistens im Galopp, da man behauptet, daß diese Gangart das Pferd am wenigsten anstrenge. Die Sicherheit und Kühnheit, mit der besonders Hirten beim Zusammenhalten der Heerde ihre Pferde regierten, habe ich oft bewundert. Mann und Roß scheinen ein Ganzes zu bilden und kein Hinderniß zu kennen, wenn es galt, einige unruhige Glieder der Heerde, die Miene machten das Weite zu suchen, zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Zum Fahren bedient man sich des nur für 2 Personen eingerichteten Cabriolets oder Gigs, sowie 4 bis 9 Personen fassender, zweirädriger, auf Springfedern ruhender Karren. Von letztern sind zwischen Port und Adelaide immer einige unter Weges und von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags kann man viertelstündlich auf den Abgang wenigstens eines derselben rechnen. Die Führer pflegen durch Blasen auf einer kleinen Trompete das Signal zur Abfahrt zu geben —. Man fährt auf diesen Karren zwar rasch aber unbequem, die Sitze sind schmal, und da es offne Wagen sind, so ist man dem Einfluß der Witterung ganz ausgesetzt; daher die in der neusten Zeit eingeführten, vierrädrigen, mit vier Pferden bespannten Kutschen bei weitem vorzuziehen sind. Auch die ferner liegenden Ortschaften sind mit Adelaide durch regelmäßige Posten verbunden, von denen eine sogar nach Melburne geht und von da nach Sidney weiter befördert wird.

VIII. Abschnitt.

Das Loos des deutschen Einwanderers mit besonderem Hinblick auf den Handwerkerstand.

Was erwartet denn nun den deutschen Einwanderer in Adelaide? Schon aus dem bisher Gesagten erhellt, daß die meisten sich in ihren Erwartungen werden getäuscht sehen.

Am Uebelsten sind diejenigen daran, welche auf ihre geistige Befähigung, kaufmänische Ausbildung oder künstlerische Thätigkeit Hoffnung gebaut haben. Für junge Kaufleute, Künstler, Literaten ist, zumal wenn sie nicht mit rüstiger Körperkraft ausgestattet sind, gar keine Aussicht vorhanden; denn über kurz oder lang sind sie allein auf jene angewiesen. — Junge Kaufleute, die fertig englisch sprechen, dürfen eher hoffen durch Commissionsgeschäfte einige Schillinge zu verdienen oder im glücklichen Falle in einem offnen Geschäft ein Unterkommen zu finden. Zur Anlage einer eigenen Grocery (Materialgeschäfts) gehören schon nicht unbedeutende Mittel, auch sind dergleichen Läden in hinreichender Anzahl vorhanden. Obwohl es einigen Deutschen gelungen ist, ein derartiges Geschäft zu begründen, so haben auch andere bei gleichem Versuch den Rest ihrer Habe eingebüßt oder sich eine drückende Schuldenlast aufgebürdet. Ich habe in Adelaide junge Leute mit Kenntnissen und Unternehmungsgeist angetroffen, die dennoch nur kümmerlich ihr Leben fristeten. Bald waren sie Unterhändler, bald Colporteure und Subscribentensammler, bald liefen sie herum, um für andere Schulden einzukassiren, bald fingen sie dies, bald jenes an, und nirgends zeigte sich ein dauernder Erwerbzweig. Endlich bleibt ihnen doch nichts weiter übrig als in den Busch zu gehen d. h. außerhalb der Stadt Arbeit zu suchen, und wohl ihnen, wenn sie noch als Schäfer, Ochsentreiber, Hutkeeper (Stationsknechte) u. dgl. unterkommen. Die schwereren Arbeiten des Land- und Bergbaues können sie ihrer Körperlichkeit wegen nicht übernehmen, ein Handwerk haben sie nicht erlernt, was bleibt ihnen übrig, als etwas zu ergreifen, dem einigermaßen ihre Kräfte gewachsen sind.

Man wundere sich nicht zu hören, daß Candidaten der Theologie in Australien eine wirkliche Schafheerde weiden, Doktoren der Medizin in ähnlicher Eigenschaft sich mit der Heilung ihrer grindigen Patienten abmühen, oder statt des Secirmessers das Schlacht- oder Küchenmesser führen; Apotheker nicht in der lateinischen Küche arbeiten, sondern Beef und Mutton (Rind- und Hammelfleisch) für ihre hungrigen

Gefährten zubereiten, oder als Mauer-Handlanger (oft scherzweise der gebildetste Stand in Adelaide genannt) Kalk löschen und Mörtel einrühren; Maler froh sind, wenn sie statt Schildereien anzufertigen, Zimmerwände anstreichen können; Bildhauer Steine klopfen; Lithographen und Kupferstecher in Kupfererzen arbeiten; frühere Dandys und Lions Ochsen treiben und statt des feinen Spazierstocks oder der fashionablen Reitgerte die gewichtige Ochsenpeitsche führen, und einst elegante Commis mit dem Korbe am Arm von Haus zu Haus laufen, um Wurst abzusetzen oder mit einigen Pfunden Kaffe, Reis und Zucker in der Tasche ein Materialgeschäft betreiben. Hier begegnet ihr einem ehemaligen Husarenlieutenant; er trägt an einem um den Hals geschlungenen Riemen einen Kasten und bietet Euch Bonbons, Seife und verschiedene Toilettengegenstände an; dort seht ihr einen früheren Kuirassirlieutenant, er hat in einer deutschen Apotheke Beschäftigung gefunden und seine langen Beine kommen den Kranken zu gute, sie werden rascher mit Medizin versorgt; ein dritter, früher der Garde sich zuzählend, verrichtete die Dienste eines Haus- und Küchenmädchens, während ein vierter, der Sohn eines Generals, sich genöthigt sieht, auf die Gefahr hin, seine gerade Haltung einzubüßen, sich dem Rajolen des Ackers zu unterziehen. Ich könnte für alle diese Fälle Namen anführen, unterlasse es jedoch, um die in Deutschland lebenden Verwandten nicht schmerzlich zu berühren. Musiker würden vielleicht in ihrem Fache Beschäftigung finden zumal, wenn sie auf einigen Instrumenten, besonders auf dem Fortepiano Unterricht ertheilen können, außerhalb Adelaide müßten sie aber zu Pferde ihre Schüler und Schülerinnen besuchen. N • früherer Clavierlehrer von hier ist, nachdem sein Plan Landwirth zu werden an mancherlei Unglücksfäl- gescheitert war, froh durch Clavierunterricht, zu dem er über eine Stunde weit laufen muß, sich und die Seinen vor drückender Noth schützen zu können. —

Oekonomen, Inspektoren und Wirthschafts-Verwalter, Mauer und Zimmermeister werden in Australien gar nicht verlangt. Wollen diese Herren in ihrem Fache arbeiten, so

müssen sie hinter Pflug und Egge hergehen, Grabscheit, Sense und Sichel zur Hand nehmen oder von Neuem Mauerkelle, Axt und Beil handhaben; denn weder der Ackerbau noch die Baukunst bedürfen ihrer höheren Befähigung; dagegen würden für geschickte Schäfer sich recht gute Aussichten darbieten und ihre Tüchtigkeit durch reichliche Löhne bezahlt werden. —

Die meisten deutschen Einwanderer gehören dem Handwerkerstande an, und für sie, sollte man meinen, müßte hinreichende Beschäftigung vorhanden sein; dem ist jedoch mit wenigen Ausnahmen nicht der Fall, wie ich, indem ich im Nachfolgenden die wichtigsten Handwerke einzeln erwähne und auf die ihnen günstigen oder ungünstigen Verhältnisse hinweise, darzuthun gedenke. Im Allgemeinen muß ich jedoch vorausschicken, daß die große Menge von Fabrikaten, mit denen England die Colonie überschüttet, und die oft zu einem Preise feilgeboten werden, zu dem sie der Colonist nicht herzustellen vermag, der Entwickelung des Gewerbefleißes hindernd in den Weg tritt. Man findet in Adelaide große Läden angefüllt mit Kleidungsstücken aller Art, Handwerkszeug, Porzelan, Glaswaaren, eisernem Geschirr, Mobilien, Sattel- und Sielzeug, Gold- und Silbersachen, und dergl. m. Scheint auch ein Artikel zu fehlen, so ist dennoch auf seine Anfertigung keine sichere Spekulation zu gründen, wie einige von unserer Gesellschaft zu ihrem großen Schaden erfahren mußten, die als tüchtige Schmiede und Maschinenbauer anfingen, eiserne Wagenaxen zu drehen, da sie sahen, daß diese sehr gut bezahlt wurden. Kaum hatten sie jedoch ihre Werkstatt eingerichtet, so wurden von England so viel eiserne Wagenaxen eingeführt, daß sie ihr Geschäft wieder aufgeben mußten, da es ihnen nicht möglich war, im Preise mit den eingeführten zu concurriren.

Ferner muß Niemand glauben, daß in Adelaide ein Mangel an Professionisten irgend welcher Art statt findet, man könnte vielmehr sagen, es sei bereits an mehreren ein Ueberfluß. Im Innern werden zwar hie und da Handwerker aufgefordert, sich niederzulassen; betreiben aber die darauf Eingehenden neben ihrem Handwerk nicht etwas Ackerbau, so

können sie bei der geringen Zahl derer, die ihre Dienste in Anspruch nehmen, nicht bestehen. —

Endlich fällt es bei dem Mangel an baarem Gelde und dem herrschenden hohen Zinsfuß dem unbemittelten Handwerker sehr schwer, ein eigenes Geschäft zu beginnen; der geringste Unglücksfall, eine Stockung in dem Absatz seiner Fabrikate liefert ihn in die Hände des Wucherers, und er muß seine beste Kraft daran setzen, um diese zu füllen. Maurer, Tischler, Schmiede, Stellmacher, Klempner, Lohgerber und Brauer würden in Australien noch am besten fortkommen, weil sie am ehesten auf Arbeit rechnen können. In der neuesten Zeit wird meist massiv gebaut und die Baulust, durch drei Baugesellschaften (building society) befördert, ist noch im Zunehmen. Diesen Bauvereinen dankt Adelaide zum großen Theil sein rasches Wachsthum und diejenigen Einwanderer, welche in der Stadt zu bleiben gedenken, thun wohl, sich bei einer derselben zu betheiligen.

Man nimmt zu diesem Zweck eine oder mehrere Aktien und zahlt wöchentlich für jede 5 bis 8 Schilling. Von Zeit zu Zeit werden Nummern gezogen, und die Inhaber derselben erhalten aus der Kasse, sobald sie nachweisen, daß sie einen Bauplatz besitzen oder gerentet haben, eine Summe von 40 oder 80 L. Sterling und müssen diese Summen zum Anbau eines Hauses verwenden; die wöchentlichen Beiträge gehen fort, bis die erhaltene Summe durch sie gedeckt ist, auch bleibt das gebaute Haus bis zur vollendeten Deckung der Gesellschaft verpfändet. Wer nicht im Stande ist, seine herausgekommene Aktie zu benutzen, kann sie an Baulustige mit einem kleinen Gewinn verkaufen, und werden solche Nummern öffentlich verauktionirt. Der Vortheil der Gesellschaftsmitglieder besteht darin, daß sie, sobald die Aktien gezogen sind, sogleich eine Summe baar ausgezahlt erhalten, wofür sie ein Gebäude herstellen können, in dem sie, wenn sie einen Theil vermiethen und durch den wöchentlichen Miethszins die fortlaufenden Beiträge decken, Anfangs miethefrei wohnen und das ihnen allmälig als Eigenthum zufällt. —

Schon oben habe ich gesagt, daß unser deutscher Maurer

vom englischen lernen muß. In Australien paßt unser deutsches Sprichwort vom Maurerschweiß nicht; es wird jede Arbeit in Akkord genommen und der eigene Vortheil erheischt rasche und gute Arbeit. Was ich von englischer Maurer-Arbeit gesehen habe, schien mir solid und gut zu sein.

In Deutschland gehen die Zimmerleute mit den Maurern Hand in Hand, in Australien die Tischler, so daß diese oft einen ganzen Bau übernehmen und nicht nur die Thüren und Fenster, so wie die Bekleidung des Kamins anfertigen, sondern auch das Dach errichten und den Fußboden legen. Ihnen fehlt es also seltener an Beschäftigung. Die nöthigen Hölzer sind auf den Holzhöfen vorräthig und werden theils aus dem innern Lande nach der Stadt gebracht, theils aus Sidney, van Diemensland und Europa eingeführt. Von Sidney kommen besonders starke Cedernblöcke, von van Diemensland besonders Palings zur Verschalung und Bedachung gebraucht und von Europa schwedisches Kienen- und Tannenholz.

In Anfertigung von Mobilien ist weniger zu thun. Tische, Stühle, Sophagestelle werden massiv aus Cedernholz gemacht und wendet man häufig dazu gedrehte Füße an; bereits ist jedoch ein reicher Vorrath davon aufgestapelt, und es giebt auch dort schon Meublesmagazine.

Da die Tischler die Bauarbeit besorgen, so ist der Zimmermann überflüssig und sieht sich gewöhnlich genöthigt, eine andere Beschäftigung zu wählen. Wenn er einige Mittel besitzt, so thut er wohl, sich mit 3 bis 4 rüstigen Männern zu verbinden, von der Regierung gegen eine Abgabe von 5 L. Sterling jährlich einen sogenannten Leisten oder die Erlaubniß zum Holzfällen auf Regierungsländern zu erkaufen, dort Holz zu schlagen und es theils zu Fenzhölzern zu spalten, theils zu Bauhölzern zu schneiden. Zwar hat nur derjenige, welcher den Erlaubnißschein gelöst hat, das Recht, die Axt an den Baum zu legen, und jeder, der beim Fällen getroffen wird ohne diesen auf seinen Namen lautenden Schein, wird in Strafe genommen; doch wird hier das Gesetz häufig übertreten. Zum Sägen und Spalten, kann jeder so viel Leute anstellen, als er will. Um nun mit Erfolg ein solches Ge-

schäft zu betreiben, muß der Unternehmer außer guten Werkzeugen eine Drehe (starken zweirädrigen Lastkarren), vier bis sechs Ochsen kaufen und die Mittel besitzen, mit den Gefährten wenigstens ein Vierteljahr aus der Tasche leben zu können; denn einmal ist es nöthig, die geschnittenen Hölzer zum Verkauf nach der Stadt zu schicken; dann aber fordert der Holzhändler, der sie ihm abnehmen soll, drei Monate Credit. — Eine andere Beschäftigung für Zimmerleute wäre das Fenzen, eine Arbeit, die auch noch ziemlich gut bezahlt wird. Huf- und Zeugschmiede so wie Stellmacher dürften auf Beschäftigung rechnen können; denn theils nimmt ein zahlreiches Fuhrwerk ihre Thätigkeit in Anspruch, theils fehlt es noch im Innern an manchen Stellen an einer tüchtigen derartigen Werkstatt. Ebenso fand ich, daß Klempner sowohl in Adelaide, als in den kleinern Städten der Colonie zu thun hatten; denn in den englischen Haushaltungen wird viel Blechgeschirr gebraucht und in den Milchereien werden größere blecherne Schüsseln zur Aufbewahrung der Milch benutzt. Leider geht ihnen zuweilen das Material aus, und da bei eintretendem Mangel der Preis desselben augenblicklich bedeutend steigt, so werden sie dadurch bisweilen behindert, eingegangenen Bestellungen zu genügen. —

Aus dem vortheilhaften Betrieb der Gerberei und Brauerei so wie daraus, daß oft Leute, die desselben unkundig sind, darin Beschäftigung finden, schließe ich, daß Kundige um so willkommener sein würden; auch erhielt ein auf unserem Schiffe befindlicher Gerber augenblicklich Arbeit. Es giebt eine sehr große Gerberei in Adelaide, und da die Häute billig, die Gerbestoffe in hinreichender Menge vorhanden sind, so ist die Wohlhabenheit des Besitzers leicht zu erklären. Die Güte des in Australien fabrizirten Leders wurde mir von Kennern gerühmt. Nicht minder vortheilhafte Geschäfte scheinen die Brauereibesitzer zu machen, obgleich sie eine starke Abgabe zu zahlen haben. Das Colonial-Ale verdrängt immer mehr das aus England importirte und trotzdem, daß ein Seidel ungefähr 5 Sgr. kostet, wird doch viel getrunken. — Brennereien sind

durch das Gesetz verboten und steht auf heimliches Brennen die Strafe der Deportation.

Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Fleischer, Schlosser, Sattler, Glaser und Barbiere nehmen hinsichtlich des in Adelaide zu erwartenden Verdienstes die zweite, im Vergleich zu der ersten weit niedrigere Stufe ein zumal, da es ihrer in hinreichender Menge giebt.

In Australien werden von den Männern meist hohe Schnürschuhe getragen und über diesen in der Regenzeit lederne bis über das Knie hinaufgehende Gamaschen. Die sogenannten Buschschuhe haben ½ Zoll starke Sohlen und sind am Hacken wie an der Spitze mit Hufeisen bewehrt. Ihre Anfertigung soll große Kraft erfordern, wenigstens hörte ich Deutsche über diese Arbeit klagen. Das Paar wird mit 12 bis 14 Schilling bezahlt. Eine leichtere Arbeit, von Deportirten angefertigt, wird aus van Diemensland eingeführt und kostet das Paar 5 bis 7 Schilling. — Schneider haben deshalb wenig Aussicht, weil die Kleidermagazine mit allen nöthigen Artikeln gefüllt sind, der gewöhnliche Engländer seine Kleidung so lange trägt, bis er sie im Laden mit einer neuen vertauschen kann, der feinere englische Gentleman aber die Bekeidung seiner Person höchstens einem französischen Künstler anvertraut. Von den Kleidermodisten unseres Schiffes hatte nur der eine nach langerer Zeit Gelegenheit als Flickschneider etwas zu verdienen, was auch wohl kaum hinreichend gewesen wäre ihn und seine Frau zu ernähren, wenn letztere nicht eine Aufwartestelle übernommen und dadurch wenigstens freie Wohnung beschafft hätte. — Bäcker und Fleischer finden in einem schon bestehenden Geschäft selten sogleich ein Unterkommen, da diese schon hinlänglich mit Kräften versehen sind. Wir hatten einen sehr geschickten Mann an Bord der sich alle erdenkliche Mühe gab, in Arbeit zu kommen; doch eine Aussicht, in einem Schlachthause beschäftigt zu werden, zerschlug sich wieder, und er versuchte daher durch Wurstmachen sich zu ernähren, hatte aber kaum das liebe Brot dabei; denn von dem Erlös sollten Miethe, Holz, Licht und zwei Menschen bezahlt werden, welche sein Fabrikat in Ade-

laibe und in der Umgegend zum Verkauf umhertrugen. Noch dazu kamen diese zuweilen mit vollem Korbe zurück, und wenn dann in Folge der Hitze der Vorrath verdarb, war oft der Verdienst mehrerer Tage eingebüßt. Die Fleischer dürfen im Hause nicht schlachten, sondern müssen das Vieh nach dem unfern der Stadt am Torrens belegenen Schlachthause bringen, wo es von Personen, die von der Regierung zu dieser Arbeit angestellt sind, geschlachtet wird. Das Rindvieh wird nicht, wie bei uns geschlagen, sondern von einem Gerüste herab, unter das die Ochsen getrieben werden, in den Nacken gestochen und dann von den Knechten abgezogen und ausgeweidet; der Fleischer hat nur das Fleisch zum Verkauf nach der Stadt abzuholen und zahlt Schlachtgeld für ein Rind 1 L. Sterling.

Das Pfund Rindfleisch kostet an 3 Sgr., Hammelfleisch 2 Sgr., Kalbfleisch 4 bis 5 Sgr. und Schweinefleisch 4 bis 6 Sgr., übrigens haben die Fleischer durch Hitze und Schmeißfliegen oft große Verluste. — Schlosser werden mit der Anfertigung von Schlössern wenig zu thun haben, da man bei Neubauten stets die von England eingeführten benutzt; doch beschäftigen die Bergwerke auch Feuerarbeiter und hier zeigt sich ihnen bisweilen ein Unterkommen. — Etwas besser geht es den Sattlern. Zwar werden englische Sattel häufig in den Auktionen verkauft; aber das in der Colonie angefertigte Sielzeug wird dem importirtem vorgezogen, und da Farmer neuerdings lieber mit Pferden als mit Ochsen wirthschaften, so fehlt es weniger an Arbeit. — Tapeziere haben in Luxusartikeln selten Beschäftigung und fertigen daher gewöhnlich Madratzen an. Einer meiner deutschen Bekannten versicherte mir, er verdiene dabei hübsches Geld; doch schließe ich daraus, daß er einige Wochen später mehrere Gegenstände zum Verkauf anbot, um wie er sagte, einige nothwendige Ausgaben machen zu können, daß es mit dem guten Verdienst doch nicht so weit her gewesen sein mag. — An Glasern und Balbieren ist kein Mangel. Wenn erstere im Stande sind, mit ihrem Geschäft eine Glashandlung zu verbinden, und letztere in ihren Stuben zugleich einem kleinen

Kramladen vorstehen, dürften sie sich wohl ziemlich gut ernähren. Die Engländer sind bekanntlich dem Tragen der Bärte nicht Freund und wenn sie auch in Adelaide, wie dies in England geschehen soll, dem bärtigen Deutschen keine höhnenden Worte nachrufen, oder sie auf die Wohnung des Barbiers hinweisen: so sehen sie es doch sehr gern, wenn er sich ihrer Sitte fügt und sich rasiren läßt, oder wie die meisten von ihnen es thun, sich selbst rasirt. —

Kupferschmiede, Maschinenarbeiter, Töpfer, Korbmacher haben in Australien wenig oder gar keine Aussicht. Ersteren fehlt das Material, weshalb ein sehr geschickter Kupferschmied, der hier durch seine künstlichen Arbeiten eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, dort sich entschließen mußte, bei einem Klempner zu arbeiten. Maschinenarbeiter würden vielleicht später, wenn die projektirte Eisenbahn ausgeführt wird oder wenn Steinkohlen in der Colonie gefunden werden, bessere Aussicht haben; dann könnte sich auch vielleicht den Mechanikern für ihre Thätigkeit ein geeignetes Feld eröffnen. Bis jetzt wird ihre Fertigkeit selten ein Anspruch genommen, wie denn ein in hiesigen Kreisen als recht tüchtig bekannter Mechanikus und Optikus, als ich Adelaide verließ, in einer deutschen Apotheke als Stößer arbeitete. — Töpfereien giebt es in Australien noch nicht, obwohl es nicht an guten Töpferthon besonders in der Gegend von Macclesfield mangelt. Korbmacher finden kein Material, sonst würden ihre Arbeiten gut bezahlt werden.

Aus diesen kurzen Bemerkungen erhellt zur Genüge, welches Loos den deutschen Handwerker in Australien erwartet, und würde dasselbe oft noch trauriger sein, wenn nicht die Frauen besonders durch Waschen Gelegenheit hätten, ihre Männer zu unterstützen. Auch werden deutsche Dienstmädchen gern gemiethet und erhalten wöchentlich 5 bis 6 Schilling Lohn, ja können es in Publikhäusern, wenn sie in der Küche Bescheid wissen, wohl auf 8 Schilling bringen. Ihre englischen und irischen Schwestern werden nicht besonders gelobt. — Ich will nur noch eines Umstandes erwähnen, der, wie es mir scheint, die Wahrheit meiner Behauptung, daß es

vielen Deutschen in Australien recht unglücklich geht, darzuthun im Stande ist. Das Letzte, wovon sich Eheleute trennen, sind wohl die symbolichen Zeichen ihrer Vereinigung, die Trauringe, und dennoch zeigte mir ein Goldschmidt in Adelaide deren eine große Anzahl, die an ihn verkauft waren. —

IX. Abschnitt.

Von den Eingeborenen.

Zwischen den europäischen Colonisten zerstreut wohnen nun einzelne schwache Stämme der zur Race der Papuaneger gehörigen Eingebornen, und die Regierung hat dadurch, daß sie in verschiedenen Gegenden mehrere Sektionen für sie reservirte, Sorge getragen, daß sie auf diesen ungehindert leben können. So halten sich einzelne Stämme in der unmittelbaren Nähe von Adelaide auf, und gewöhnlich findet man sogar in dem zwischen beiden Stadttheilen gelegenen Park mehrere Hütten der Blackfellows (schwarzer Bursche) wie sie von den Engländern genannt werden. Ihr Aeußeres ist abschreckend häßlich. Das Gesicht breit, die Nase dick und klumpig, der Mund groß mit mächtigen schneeweißen Zähnen besetzt, die an das Gebiß wilder Thiere erinnern, der Leib ziemlich stark hervortretend, dagegen die Arme und Beine dünn und lang, der ganze Körper beschmiert mit einer fettigen je nach der freudigen oder traurigen Veranlassung mit Ockererde Kalk oder Kohle vermischten Masse, so daß man über ihre Hautfarbe Anfangs zweifelhaft ist, die sich jedoch bei näherer Betrachtung als schwarzbraun erweist. Die schwarzen Haupt- und Barthaare glänzen von reichlich eingeriebenem Fett und im Gesicht ist die rothe oder weiße Farbe oft dick aufgetragen. — Statt der kunstreichen Tättowirung anderer Völker tragen sie an Brust, Rücken und Armen die Narben von tiefen, mit einer scharfen Muschel gemachten, kreisförmigen Einschnitten. Sie bekleiden sich mit einer um

den Leib geschlungenen Matte und schlagen um die Schultern ein Schaffell oder eine aus Opossumfellen kunstreich zusammengenähte Decke. In der Nähe von Adelaide tragen viele Bruchstücke europäischer Kleider und sehen oft abenteuerlich genug darin aus. So begegnete ich einer jugendlichen Schönen, deren langes Kattunkleid eine halbe Elle hinter ihr den Staub fegte, und ein Blackdandy schien sich in seinem Putz, bestehend in einem weißen Hemde, einer Weste, Cravatte mit Kragen und einstmals weissen Handschuhen eben so schön zu finden, als unsere jungen Herren in ihrer elegantesten Toilette. Es besteht übrigens ein Gesetz, daß kein Eingeborner unbekleidet die Stadt betreten darf, und dergleichen Eindringlinge werden von den Constablern augenblicklich ausgewiesen. Zuweilen läßt die Regierung unter sie eine Anzahl wollener Decken vertheilen. — Ihre Wohnungen sind aus Baumzweigen erbauete, mit Laubrinde und Binsen gegen den Regen nothdürftig geschützte, kreisrunde oben gewölbte Hütten, Worleys, die sie an einer gegen den Wind geschützten Stelle mit Leichtigkeit errichten, auch ist die niedrige Oeffnung derselben stets nach der windsfreien Seite also meist nach Nord-Osten befindlich. In diesen brennt die ganze Nacht hindurch ein Feuer, theils um die Insekten abzuhalten, theils weil sie die Dunkelheit fürchten. Ersteres ist auch der Grund, warum sich die Eingebornen bisher hartnäckig geweigert haben, steinerne Wohnungen zu beziehen, und selbst nicht mit Gewalt dazu gebracht werden konnten, von den für sie gebauten Gebrauch zu machen. Die gleiche Ursache veranlaßt sie, von Zeit zu Zeit mit ihren Wohnplätzen zu wechseln, da die rasche Vermehrung des Ungeziefers besonders der Flöhe ihnen beim längeren Verweilen an demselben Platze unleidliche Qual verursacht. In der heißen Jahreszeit geben sie sich oft nicht einmal die Mühe Hütten aufzuschlagen, und man sieht sie dann häufig um ein Feuer gelagert, in behaglicher Ruhe ihre Pfeife schmauchen, oder scherzend und lachend wie Kinder allerlei Tollheiten treiben. Ihre Nahrung ist bei dem Wenigen, was ihnen die Natur darbietet, höchst ärmlich. Die in der Nähe von Adelaide Lebenden haben es insofern besser,

als ihnen die Fleischabgänge vom Schlachthause zu gute kommen, und so manche kleine Gabe der Weißen sie in den Stand setzt, sich Taback und Brot zu kaufen, ihnen auch wohl eher Gelegenheit wird, ohne sich sehr anzustrengen, einige Pence zu verdienen; denn sucht der in der Stadt ankommende Reiter Jemanden, der ihm sein Pferd hält, ein Jemmy wird immer in der Nähe sein, dem er das Thier ganz sicher anvertrauen kann. Auch habe ich gesehen, daß die Männer bei niedrigem Wasserstande des Torrens von den im Flußbette wild durcheinander liegenden Baumstämmen Stücke herunter hieben, die dann von den Frauen in der Stadt für ein paar Kupfermünzen verkauft wurden. Nicht selten begegnet man daher Blacks, die blutige Hammelköpfe tragen oder mit fröhlichem Blick ein Brod betrachten, das sie eben eingekauft haben. Die Männer jagen und fischen. Das Känguruh ist zwar schon verdrängt; aber Opossums und Vögel giebt es noch. Erstere wissen sie, indem sie mit Leichtigkeit die höchsten Bäume ersteigen, sehr geschickt aus ihren Höhlen herauszuholen und letztere mit ihren Speeren zu erlegen. Am Murray fischen sie mit Speeren und Netzen. Außerdem dienen ihnen Schlangen, Eidechsen, Holzwürmer nebst Wurzeln und Kräuter zur Speise, und sind besonders die armen Weiber öfters nur auf diese Nahrungsmittel angewiesen, da ihre Männer, wenn nicht grade Ueberfluß vorhanden ist, es ihnen überlassen, für ihren Unterhalt zu sorgen. — Bei Tage treiben sie sich theils einzeln theils in kleineren Trupps umher, gelegentlich einem ihnen begegnenden Weißen ein „Gieb mir Kupfer" zurufend, oder auch wohl bei den Colonisten um eine Gabe ansprechend. Ganz unbeschenkt lassen diese sie selten gehn; doch haben mehrere es eingeführt, daß sie den Vorsprechenden nicht eher ein Stück Brot, einige Kohlblätter oder wohl gar die Ueberreste ihres Mahles übergeben, bevor sie nicht eine kleine Arbeit verrichtet haben, und ist der Black hungrig, wird er sich wohl dazu verstehen, Wasser zu tragen, Holz zu spalten oder sich auf irgend eine Art nützlich zu machen. Doch warum er arbeiten soll, ohne von der Noth gedrängt zu sein, das kann er nicht

begreifen und dürfte es noch große Schwierigkeiten machen, ja auf dem bisher befolgten Wege kaum erreicht werden, die Eingeborenen zu einer geregelten Thätigkeit zu bringen.

Nach dem, was ich selbst erfahren und von Andern über die Eingebornen Australiens gehört habe, besitzen sie nicht den wilden blutdürstigen Charakter, der ihnen nach gesagt wird, vielmehr sind sie empfänglich für freundliche Behandlung, dankbar für empfangene Wohlthaten, kommen ihren Versprechungen nach und ähneln mehr harmlosen obwohl leidenschaftlichen Kindern als entmenschten Barbaren. — Hunderte von Weißen wohnen vereinzelt in den weiten Distrikten des Landes, ohne Furcht vor einer gewaltthätigen Behandlung von Seiten der Eingebornen. Allerdings zeigen sie sich abgeneigt gegen die Einflüsse der Civilisation und bisher sind alle Versuche, sie derselben zuzuführen, zum größten Theil gescheitert; allerdings begehen sie in ihren rohen Gewohnheiten und ungezügelten Leidenschaften, Handlungen, die wir als verabscheuungswerth zu betrachten gewohnt sind; auch ist es nicht zu leugnen, daß man von Zeit zu Zeit von blutigen Thaten hört, die sie an Weißen verübt haben; aber man geht sicher zu weit, wenn man deshalb die Eingebornen zu der niedrigsten und verworfendsten Klasse der Menschen rechnet, die in ihrer geistigen Fähigkeit sich wenig über das Thier erhebe. Es fehlt, wie zahlreiche Beispiele zeigen, den Eingebornen nicht an Fassungskraft, und besonders sollen sie mit einem ausgezeichneten Gedächtniß begabt sein; bisher haben sie von der Civilisation wenig Gutes empfangen, wie sollten sie sich derselben geneigt zeigen? ihre Laster sind oft Folgen der Nothwendigkeit und Gewohnheit, und was die gewaltthätigen Handlungen betrifft, deren sie sich gegen die Ansiedler schuldig gemacht haben, so dürfte die Schuld an denselben in den meisten Fällen mehr auf Seiten der Weißen als auf der der Farbigen zu finden sein, da erstere sie nicht selten mit empörender Roheit behandeln und dadurch ihre Rache hervorrufen. —

Nach der Aussage von Personen, die längere Zeit in verschiedenen Gegenden in der Nähe von Eingebornen lebten,

haben diese, obwohl zerstreut über den weiten Raum des Landes, eine auffallende Aehnlichkeit unter einander, auch sind ihre Gewohnheiten, Gebräuche und Beschäftigungen ziemlich übereinstimmend und einzelne Abweichungen nur durch örtliche Verhältnisse veranlaßt.

Die Eingebornen theilen sich in schwache Stämme, die oft schon zu der geringen Anzahl von 20 Mitgliedern herabgesunken sind. Die ältesten Leute des Stammes, sowie die, welche sich durch Muth und Tapferkeit auszeichnen, haben dadurch, daß ihr Rath bei Streitigkeiten eingeholt wird, einigen obwohl geringen Einfluß, ein eigentliches Oberhaupt kennen sie nicht. Sollen Beschlüsse, die das gemeinschaftliche Interesse des Stammes berühren, gefaßt werden, so berathen die Männer darüber. Von der Theilnahme an diesen Berathungen sind die Frauen ausgeschlossen, welche überhaupt in einem erbärmlichen Zustande der tiefsten Erniedrigung leben und von den Männern in drückender Sclaverei gehalten werden. Sie müssen auf dem Marsche das Gepäck schleppen, dessen Last oft noch durch kleine Kinder vermehrt ist, während die Männer nur ihre Waffen tragen und dabei sorgen diese noch nicht einmal für den Unterhalt der Frauen, sondern überlassen es ihnen, wenn sie bei dem Rastort angekommen sind, sich ihre Hütte zu bauen und sich Lebensmittel zu verschaffen. Da nun die Armen weder Speere werfen, noch, um das Opossum zu fangen, Bäume erklettern können, sind sie oft auf die kümmerlichste Nahrung angewiesen und müssen sich mit Wurzeln und Kräutern behelfen, wenn nicht der Mann sich herabläßt ihnen ein Stück Fleisch zuzuwerfen. Von der Geschicklichkeit mancher unter ihnen zeugen die aus einer Grasart geflochtenen Körbchen und Matten, sowie die öfters kunstreich aus Opossumfellen zusammengenähten Decken. Als Fäden bedienen sie sich der Muskelfasern des Känguruh, die sie aus dem Schwanz des frisch getödteten Thieres nehmen; ein zugespitzter Knochen ist ihre Nadel. Die Art und Weise, wie um sie von Seiten der Männer geworben wird, bedingt schon ihre Sclaverei. Hat ein junger Mann das mannbare Alter erreicht, ist ihm näm-

lich der Bart, dessen erste Sprossen ihm ausgerissen werden, zum zweiten Male gewachsen; so legt er sich, begleitet von zwei bis drei Gefährten in der Nähe von dem Lagerungsplatz eines feindlichen Stammes in den Hinterhalt und benutzt die günstige Gelegenheit ein Frauenzimmer, das ihm gefällt, zu stehlen. Dieses Weiberstehlen veranlaßt zuweilen Kriege zwischen den einzelnen Stämmen, zumal, wenn die Zurückgabe der Geraubten von ihrem Manne verweigert wird. Einige Männer haben drei bis vier Frauen und man behauptet, sie sollen auf dieselben sehr eifersüchtig sein. Ihre Kinder scheinen sie nicht sehr zu lieben; denn von den Mädchen wird gewöhnlich nur Eine am Leben gelassen, und uns selbst wurde einmal ein kleiner Knabe für einen Schilling zum Verkauf angeboten. —

Die Waffen der Eingebornen sind sehr einfach und bestehen aus 12 Fuß langen sehr dünnen und leichten Speeren und kurzen Keulen (Waddies). Mit Ersteren treffen sie in bedeutender Entfernung das Ziel (auf dreißig Schritt ein handgroßes Stück Papier) ist dies jedoch weiter, als ihre Armeskraft reicht, so benutzen sie zur Verstärkung derselben ein eigenthümliches zwei Fuß langes Instrument, an dessen einem Ende ein Känguruhzahn befestigt ist, den sie in das untere Ende der Lanze einsetzen, um diese in größerer Entfernung hin fortzuschleudern. Die Keulen gebrauchen sie im Handgemenge oder werfen sie wohl nach ihrem Gegner. Noch eine den Neuholländern eigenthümliche Waffe, die jedoch bei den in Süd-Australien lebenden nicht vorkömmt, ist das Waumra, das so merkwürdig construirt sein soll, daß es, nachdem es den Gegenstand getroffen, auf den es geschleudert war, zu dem Versender zurückfliegt. — Aus der Einfachheit dieser Waffen folgt schon, daß ihre Kriege nicht sehr verderblich sein können. — Die Vorbereitungen zum Kampfe bestehen in kriegerischen Tänzen, die jede Parthei für sich hält und in denen sie durch Worte und Gebehrden gegenseitig ihren Muth anfeuern, und hierauf folgt die eigentliche Schlacht. Die beiden Partheien stehen in Schlachtlinie gegenüber. Wird mit Speeren gefochten; denn welche Waffen im

Kampfe gebraucht werden sollen, darüber hat man vorher eine Uebereinkunft getroffen, so beginnt das Treffen damit, daß ein Krieger, nachdem er in höhnenden Worten eine Art Herausforderung vorausgeschickt hat, seinen Speer auf die Gegenparthei schleudert, und dauert so lange bis einige Krieger verwundet oder die Speere zerbrochen sind. Zwischen den kämpfenden Partheien springen oft die Weiber mit lautem Geschrei umher, wahrscheinlich, um durch ihre Sprünge dem Gegner das Ziel zu verrücken oder ihre Männer mit ihrem Leibe zu schützen. Wird nach dem Speerkampf noch ein Gefecht mit Keulen beliebt, so tritt von jeder Parthei ein Kämpfer hervor, und nachdem sie sich gegenseitig wacker geschimpft, auch wohl bespuckt haben, hält der eine seinen Kopf hin, gleich als ob er den Muth des andern prüfen und versuchen wollte, ob derselbe es wagen würde ihn zu schlagen; doch der Schlag erfolgt und ist oft mit so gutem Willen gegeben, daß der Getroffene niederstürzt. Allein es dauert nicht lange, so erhebt er sich wieder und nun ist die Reihe an ihm einen Schlag auszutheilen, dem der Gegner auch ohne Weigerung seinen Kopf Preis giebt. Kaum ist aber der Hieb gefallen, so brechen alle in ein fürchterliches Geheul aus und stü[illegible] wuthentbrannt zum Handgemenge auf einander los.

Außer den vorher erwähnten kriegerischen Tänzen haben die Eingeborenen bei ihren großen Zusammenkünften, zu denen sich zuweilen über 300 Personen einfinden, oder bei andern festlichen Gelegenheiten Nationaltänze (Corroberies). Sie finden zur Zeit des Vollmondes statt und zu ihrer nächtlichen Feier werden mancherlei Vorkehrungen getroffen. Ein Stamm übernimmt die äußere Einrichtung und sorgt für ein tüchtiges Feuer, sowie für zahlreiche aus Zweigen und trocknen Blättern bereitete Lagerstätten. Er empfängt die Gäste, von denen Weiber und Kinder einen großen Kreis bilden, während die Männer mit einer gewissen militärischen Ordnung in den Mittelpunkt desselben marschieren und sich dort niederlassen. Alle sind im höchsten Putz; der ganze Körper, besonders aber das Haar ist mit Fett und röthlichem Ocker

reichlich eingerieben und mit pulverisirtem Kalk flammenartig bestreut. Sobald alle sich eingefunden haben, beginnt einer eine klagende Melodie, in welche die übrigen nach und nach einstimmen, allmälig ihre Stimme verstärkend, bis sie, wenn der Gesang seine höchste Kraft erreicht hat, plötzlich alle aufspringen und den Tanz beginnen. Die Weiber bleiben im Kreise sitzen und geben, indem sie mit den Händen auf ein zusammengerolltes oder über die Knie ausgespanntes Fell schlagen, den Takt zur Melodie an. Der Tanz besteht mehr aus einem Gemisch seltsamen Stellungen des Körpers und gleichzeitiger Bewegung der Arme und Beine. Bald schlagen die Tänzer auf den Zehen sich erhebend, mit den Schenkeln zusammen, bald strecken sie einen oder beide Arme aus, bald schwingen sie die Keule oder einen grünen Zweig mit großer Schnelligkeit um den Kopf; dabei geht der Gesang fort, so lange der Tanz dauert, und steigert sich nur von Zeit zu Zeit zu einem weithintönenden Geschrei. Europäische Zuschauer sehen sie gern bei diesen Festlichkeiten und fühlen sich durch den Besuch derselben geschmeichelt. Wahrscheinlich stehen ähnliche Feste auch mit ihren religiösen Begriffen in Verbindung. Letztere sind sehr gering und beschränken sich hauptsächlich auf die Furcht vor einem bösen Geiste, dessen Einfluß sie alle Widerwärtigkeiten des Lebens, Krankheit und Tod zuschreiben. Von dem Jenseits haben sie eine unklare Idee und sind der Ansicht, daß sie nach dem Tode in weiße Menschen verwandelt werden. Ist Jemand von ihnen gestorben, so suchen sie durch Lärmen und Sprünge den bösen Geist Tong Kinjargall von der Besitznahme desselben abzuhalten. Einen gleichen Zweck scheint eine Art Leichenzug zu haben, welcher der Beerdigung des Körpers vorausgeht. Dieser wird nämlich zu einem Knäuel zusammengeschnürt, mit Kleidern und Fellen bedeckt und auf einer Bahre befestigt, die dann 4 starke Männer auf die Schultern nehmen, indem Weiber und Kinder, ein Klagelied heulend, sie begleiten. Der Zug bewegt sich Anfangs langsam, nimmt jedoch an Schnelligkeit zu, bis endlich die Träger so stark laufen, als sie können. Plötzlich halten sie an, fallen auf die Knie und geberden sich, als wenn sie vom

bösen Geist besessen wären, zerraufen sich die Hare und schlagen wie toll um sich. Hierauf wird der Leichnam zurückgebracht und die Leidtragenden entfernen sich, nachdem sie noch einmal zusammen ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen haben. Die Weiber des Stammes und die nächsten Anverwandten des Gestorbenen pflegen auch äußerlich ihre Trauer dadurch kund zu geben, daß sie den Körper mit einer aus Holzkohle und Fett bereiteten Mischung überziehen. —

Die Zahl der Eingeborenen hat, seitdem die Europäer sich unter ihnen niedergelassen haben, bedeutend abgenommen, theils durch Krankheiten, welche ihnen die neuen Ankömmlinge mittheilten, theils durch die vermehrte Schwierigkeit, ihren Unterhalt zu beschaffen, und wenn es nicht gelingt, das heranwachsende Geschlecht für Ackerbau und Gewerbfleiß zu gewinnen, so dürfte nach wenigen Jahrzehnten die Race der Farbigen aus den Gegenden ganz verschwinden, zu denen sich europäische Cultur Bahn gebrochen. Leider haben die bisherigen Versuche wenig Erfolg gehabt, doch liegt dies vielleicht in der Unzweckmäßigkeit derselben; denn bisher ist man mehr bemüht gewesen, Kinder in Schulen zu erziehen, sie lesen und schreiben zu lehren und sie mit den Heilslehren der christlichen Religion bekannt zu machen, als sie zu leichteren mechanischen Arbeiten heranzubilden, oder sie mit Feldarbeit und solchen Handarbeiten zu beschäftigen, die ihren natürlichen Bedürfnissen angemessen sind. Geschähe dies, gäbe man den Herangewachsenen ein Stück Land zur Bearbeitung und sorgte man dafür, daß sie durch Ausübung ihrer erlangten Fertigkeit und Geschicklichkeit ihren Lebensunterhalt gewinnen könnten, so würde es möglich sein auf ihre geistige und sittliche Veredelung erfolgreicher hinzuwirken und der nächsten Generation wenigstens die Wohlthaten der Cultur zuzuführen, die man der jetzigen vergebens darbietet. — Es ist der englischen Regierung zum Ruhme nachzusagen, daß ihr das Loos der Eingeborenen nicht gleichgültig ist, sondern daß sie vielmehr nicht unbedeutende Summen verwendet, um eine Verbesserung desselben herbeizuführen. Sie besoldet Beamte, Protektoren, welche die Rechte der Eingeborenen innerhalb der Grenzen der Co-

lonie wahrzunehmen und darüber zu wachen haben, daß ihnen keine Unbill von Seiten der Ansiedler zugefügt wird; sie vertheilt Lebensmittel und Kleidungsstücke an ihre schwarzen Unterthanen; sie errichtet Schulen und stellt Lehrer an; um so mehr ist es zu bedauern, das bisher nicht bessere Resultate erzielt wurden. — Früher pflegten die Kinder der Eingeborenen in den Missionsschulen nur Unterricht zu empfangen und man entließ sie nach demselben wieder zu den Ihrigen, indem man ihnen Nahrungsmittel mitgab, die sie sich zu Hause zubereiten lassen sollten; aber gewöhnlich wurden diese von den Erwachsenen verspeist und außerdem verwischte das Zusammenleben mit ihren Angehörigen leicht die Eindrücke, welche die Kinder in der Schule empfangen hatten. Man ging daher später von diesem System ab und gab den Zöglingen im Schulhause Logis und Kost, ohne jedoch die früheren Uebelstände dadurch ganz zu beseitigen; denn indem die Eltern in der Nähe der Schule ihre Wohnung aufschlugen, hatten sie doch fast täglich Gelegenheit auf ihre Kinder nachtheilig einzuwirken, zumal diese, besonders die Knaben an den Vergnügungen und Beschäftigungen ihres Stammes gern Theil nahmen. Hierzu kommt, daß die Eltern es gar nicht gern sehen, wenn ihre Kinder ihnen genommen werden, da für sie hieraus kein Vortheil wohl aber in sofern ein Nachtheil erwächst, als sie nun der Hülfe derselben bei ihren Beschäftigungen entbehren, und sie auch wohl erkennen, daß durch den Einfluß der Schule ihr Ansehn bei den Kindern geschwächt wird und diese den Gebräuchen ihres Volkes entfremdet werden. Könnte man die Eltern durch gewisse Vortheile, die man ihnen dafür einräumte, geneigt machen, ihre Kinder freiwillig der Schule zu überlassen, könnten diese selbst von der Gemeinschaft mit ihren Stammesgenossen abgehalten werden, so würde der Erfolg der Bemühung, sie der Cultur zuzuführen, weit segensreicher sein. Doch noch Eins: man müßte sich nämlich nicht darauf beschränken, wie es bisher geschieht, die Zöglinge bis zum 14ten Jahre zu behalten (Mädchen verlassen die Schule oft schon im 12ten Jahre); sondern man müßte noch weiter für sie sorgen, Knaben vielleicht bei einem Landwirth, bei einem

Meister oder als Diener unterbringen und ebenso die Mädchen in eine Lage versetzen, die sie nicht nöthigt zu ihrem Stamme zurückzukehren, wo natürlich bald alles Gute verschwindet, was sie in der Schule gelernt haben. — Die Kinder in den Schulen lernen sehr leicht englisch sprechen und vielfache Beweise sprechen dafür, daß es den Eingeborenen nicht an Fähigkeit fehlt, Belehrungen zu empfangen und zu benutzen. —

Die Sprache der Ureinwohner Australiens soll sich in verschiedene stark von einander abweichende Dialekte theilen, auch scheint sie ziemlich arm zu sein. So besitzt sie nur zwei Zahlwörter mütü eins und dankull zwei. Einige andere Wörter sind: bedaio Vater, jnakaio Mutter, lubra Frau, joankö Sohn, inaika Tochter, babukko Kopf, kulbko Hand, tünja Fuß, dako Mund, korlo Auge, knappo ich, ullnu du. —

X. Abschnitt.

Abreise von Adelaide und Ankunft in Batavia.

Am 26. April betrat ich mit den Meinen nach herzlichem Abschiede von den Freunden, besonders von den Mitgliedern der Liedertafel das Deck des Livonia. Meine Abreise war so rasch beschlossen und ausgeführt, daß sie nicht in weiteren Kreisen wenigstens nicht außerhalb der Stadt bekannt geworden war; sonst wären mir wohl noch mehr Briefe übergeben, noch mehr Grüße an die Freunde und Verwandten in Deutschland aufgetragen worden. Von denen, die Kenntniß davon erhalten hatten, beschworen mich mehrere mit Thränen, den Ihrigen ihre unglückliche Lage zu schildern, während andere mich baten, die Wahrheit zu verschleiern, um denselben das Herz nicht zu schwer zu machen. Wie gern hätten mich die Meisten begleitet, auch sagte mir der Capitain später, er habe sich mit Mühe der Bitten derer erwehren können, die sich der Hoffnung hingegeben hätten, auf

seinem Schiffe Australien zu verlassen. Es fehlte ihm jedoch an Platz, so daß außer uns nur noch zwei Passagiere ein Unterkommen fanden, ein Landmann aus dem Lauenburgischen und ein Instrumentenmacher aus Holstein. Letzterer bedauerte sehr durch die Nachrichten über Australien verlockt, Amerika verlassen zu haben, wo er doch wenigstens Arbeit gefunden und wohin er auch zurückzukehren gedachte. Beide theilten mit mir und meinen Knaben ein Lager im Zwischendeck, während meine Frau und Töchter in zwei Kammern der kleinen Kajüte Platz fanden.

Wie beruhigt, wie glücklich wir uns alle fühlten, kann ich kaum beschreiben. Wir dachten nicht an die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren einer achtmonatlichen Seereise, nicht an die mancherlei Verluste, die wir erlitten, nicht an das ungewisse Loos, dem wir entgegengingen; nur ein Gedanke erfüllte die Seelen: gerettet zu sein vom drohenden Untergange; mit innigem Dank blickte ich auf zu Gott, der unser Gebet erhört, neues Vertrauen auf eine bessere Zukunft erfüllte die Brust. — Ich konnte mich nicht überwinden noch einmal nach dem Lande zurückzukehren; eine fast kindische Furcht erfüllte mich vor dem Gedanken, das Schiff wieder zu verlassen; vergebens baten einige Freunde, ich möchte noch einmal mit ihnen zur Stadt fahren, um den letzten Abend im vertrauten Kreise zu verleben; kaum konnten sie mich bewegen mit ihnen am Bord der Ceres zu gehen, einer Bremer Bork, die uns zur Seite lag und kurz vorher mit Auswanderern angelangt war. Uebrigens hatte ich dieser Scheu noch den letzten Verlust in Australien zugeschrieben; denn der Goldschmidt F. schuldete mir noch für an ihn verkaufte Gegenstände 3 L. Sterling, und wußte mich so geschickt hinzuhalten, daß er nicht nur diese Summe, sondern auch noch andere 2 L., die ihm für mich übergeben waren, behielt, und da das Schiff am andern Tage nach dem Nordarm hinauslegte, sah ich mich auch noch dieses Geldes beraubt und mit ihm der Möglichkeit mich noch mit einigen Erleichterungsmitteln der Seereise zu versehen.

Besonders bedauerte ich nicht einen Vorrath von Taback

mir verschaffen zu können, denn ihn entbehrt der daran Gewöhnte auf dem Schiffe am meisten. Zwar raucht man in Australien nur den schwarzen Taback, der hier wohl noch hie und da gekaut wird, und auch dieser ist nicht billig, denn ¼ Pfund kostet 8 Sgr., Cigarren aber waren ein großer Luxusartikel, da das Stück ordinairer Qualität mit 2 bis 3 Pence bezahlt wird; ich hatte mich jedoch während meines Aufenthalts an den Black-Taback gewöhnt, und hätte gern einen kleinen Vorrath davon mitgenommen.

Die Livonia war nach Batavia bestimmt und hatte für diesen Platz etwas Ladung eingenommen: eine Parthie Mehl, leider in Säcke statt in Fässer gepackt, wodurch wie es sich später zeigte der Verkauf erschwert ward, Kartoffeln, ferner Hunde und Kühe. Erstere gehörten der Race der Windhunde an, mit denen man in Australien das Känguruh zu jagen pflegt, letztere waren schöne junge Thiere, zum größten Theil tragend, und der Capitain hoffte aus ihnen ein gut Stück Geld in Batavia zu lösen. Die Kühe wurden auf eigenthümliche Art in das Schiff befördert. Sie waren auf den Hof des Zollamts getrieben und man suchte zunächst ihnen eine Schleife über die Hörner zu werfen. Dies machte die größte Schwierigkeit; denn die Thiere an das Leben in der Wildniß gewöhnt wichen scheu zurück oder suchten auch wohl durchzubrechen, um der Schlinge zu entgehen. Hatte diese gefaßt, so ward das Thier mittelst eines Seiles, das durch einen in der Erde befestigten Ring lief, bis zu diesem herangezogen. Gewöhnlich widerstand das Thier mit aller Kraft dem Zuge des Seils und stemmte sich zuweilen mit allen Vieren so fest gegen den Erdboden, daß es nur durch Umdrehen des Schwanzes zum Weitergehen veranlaßt werden konnte. Waren sie am Ringe mit dem Kopfe befestigt, so schlang man ihnen eine stärkere Schleife um die Hörner, befestigte daran einen Haken und zog sie nun an den Hörnern in die Höhe, um sie von oben durch die mittelste große Luke in den untern Raum des Schiffes hinabzulassen, wo sie an starken Balken befestigt wurden. Die Hunde waren

unsere Reisegefährten im Zwischendeck, dessen übrige Räume mit Futter für die Kühe angefüllt waren. —

Nachdem wir noch einen Tag im Nordarm vor Anker gelegen und Wasser eingenommen, das sich leider als Brakwasser d. h. mit einem starken Beigeschmack von Salztheilen erwies, und ich die Zwischenzeit benutzt hatte, um an der gegenüberliegenden Küste noch Muscheln einzusammeln, gingen wir am 28. Abends unter Segel und wurden von einem günstigen Winde der Känguruhinsel zugetrieben. Kaum hatten wir sie jedoch hinter uns, und wir konnten von Glück sagen, daß wir sie bereits passirt hatten, so faßte uns ein Sturm aus Süd-West und schien uns noch einmal an die Küste Australiens zurückschleudern zu wollen. Zum Glück gelang es der Mannschaft noch zu rechter Zeit die Segel zu lösen; denn er brach so plötzlich herein, daß er das Schiff auf die Seite legte, und die auf dem Deck Befindlichen sich nur durch rasches Ergreifen der Taue aufrecht erhalten konnten. Drei Tage kämpfte das Schiff gegen die Wuth der Elemente, da endlich war ihre Kraft erschöpft, und nur die hochgehende See gab noch Zeugniß von der Gewalt, die kurz vorher ihre Wasser gepeitscht hatte. Frau und Kinder lagen während der Zeit schwer an der Seekrankheit darnieder; doch sie ängstigte mich nicht, wußte ich doch, daß sie bald vorübergehen würde, auch erholten sie sich rasch, nachdem ruhigeres Wetter eingetreten war. Leider aber schien die Reise nach Batavia etwas langwierig werden zu wollen, denn bei dem anhaltenden Süd-Westwinde war es unmöglich die Süd-Westspitze Neu-Hollands, das Cap Leeuwin, zu umsegeln und über acht Tage mußten wir hin und herkreuzen d. h. bald nach N. W. bald nach S. O. fahren und befanden uns nach dieser Zeit noch auf derselben Stelle. Endlich war das Cap umfahren, aber auch eine Zeit von 3 Wochen verflossen und noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt. Dennoch wurde uns die Zeit nicht lang. Begegneten wir auch keinem Fahrzeuge, ein einziger Wallfischfänger fuhr in der Nähe der Westküste an uns vorüber, so gab es doch manchen Zeitvertreib.

Der Capitain anfangs zurückhaltend wurde allmälig

freundlicher und da er eine hübsche Bildung besaß, auch auf seinen Reisen nach der Havanna, nach New-York, New-Orleans und Valparaiso Mancherlei erfahren hatte, so verkürzte die Unterhaltung mit ihm manche Stunde. Der erste Steuermann, anscheinend finster und ohne besondere Bildung, war im Grunde freundlich und gefällig; er hielt streng auf Ordnung, und da er selbst unablässig thätig war, so verlangte er es auch von den Leuten, die ihm daher nicht ganz wohl wollten, ihm jedoch den Ruf eines tüchtigen, praktischen Seemanns nicht streitig machten. Er war zugleich Künstler im Schiffsbau und man sah ihn auf seiner Wache gewöhnlich mit irgend einer Schnitzelei beschäftigt, auch konnte das von ihm gebaute Fahrzeug als ein wahres Kunstwerk betrachtet werden, so getreu waren alle seine Theile im Kleinen nachgebildet. — Der zweite Steuermann dagegen war grade das Gegentheil. Mit Unlust Seemann hatte er die mangelhafte nautische Kenntniß nicht durch praktische Tüchtigkeit zu ersetzen gesucht, war aber dennoch sehr eingenommen von seinem Wissen wie von seiner Erfahrung zur See und stellte daher öfters Behauptungen auf, durch die er sich bei den Matrosen lächerlich machte. Verdrossen zur Arbeit fand er im Schlafe sein höchstes Vergnügen und konnte sogar während seiner Wache nicht immer der Gewalt desselben widerstehen. Die Leute waren im Ganzen gut und sahen es gern, wenn man mit ihnen plauderte, kamen auch wohl, um über Dinge, die ihnen aufgefallen waren, sich Aufschluß zu erbitten. Nur der Koch war ungefällig, eigennützig und oft so unflätig in seinen Reden, daß ich auf manche Erleichterung unseres Zwischendecklebens verzichtete, um die nähere Berührung mit ihm zu vermeiden. Der Schiffsjunge endlich war lieber Matrose als Steward, wozu er auch seiner Unreinlichkeit wegen, sowie durch seine Geschicklichkeit im Zerbrechen des Geschirrs am wenigsten paßte. Uebrigens war ihm nicht zu trauen, denn er log nicht nur ganz unverschämt, sondern wußte auch fremdes Eigenthum nicht immer von dem seinigen zu unterscheiden.

In den ersten vier Wochen unserer Fahrt hatten wir zahlreiche Gesellschaft; denn Anfangs umschwärmten Seemö-

wen, später Schaaren von Albatros und Kaptauben das Schiff und gaben uns weithin das Geleite, begierig auf jeden Gegenstand niederschießend, der über Bord geworfen wurde. Von den Albatros bemerkten wir in dieser Gegend die schönsten Exemplare, sie übertrafen den Schwan an Größe und hatten eine Flugweite von 8 bis 10 Fuß, die Flügel derselben sind gelenkig und können daher zusammengelegt werden. Die Kaptauben, sogenannt, weil sie besonders in der Gegend des Kaps erscheinen, sind niedliche weiß und dunkelbraun gefleckte Vögel, die in ihrer äußeren Erscheinung zwischen unseren Enten und Tauben die Mitte halten und deren Beobachtung uns oft viel Spaß machte, besonders wenn sie in großer Anzahl neben dem Schiffe herschwammen. Albatros und Kaptauben werden häufig von den Matrosen mittelst eines an einem Angelhaken befestigten Stückes Speck gefangen und einmal hatten wir von den ersteren 5 von den anderen 8 Stück an Bord, die auf dem Decke frei umherliefen, da sie theils durch ihre Schwere theils durch die Takelage verhindert wurden, das Weite zu suchen. Die Kaptauben wurden gewöhnlich wieder entlassen und ihnen höchstens ein rothes Band als Auszeichnung mitgegeben; nur einige wurden ausgebalgt und mitgenommen. Wenn das Fleisch vorher abgekocht ist und dann gebraten wird, verliert es seinen thranigen Geschmack und ist genießbar. Die Albatros werden ihrer schönen Daunen wegen getödtet und ihr Fleisch den Hunden vorgeworfen, die es jedoch nicht als Leckerbissen zu betrachten schienen.

Auf dem Schiffe werden die Vögel geangelt und die Fische geschossen. Schießen nämlich nennt man das Erlegen derselben mittelst der Harpune. Besonders wird eine Art der Fische von den Matrosen gern gesehen und wer nicht durch anderweitige dringende Arbeit abgehalten wird, eilt herbei, wenn der Ruf: Fische! ertönt, um beim Fange derselben hülfreiche Hand zu leisten. Der Matrose nennt sie Schweinfische, auch haben sie in ihrem innern Bau mit diesem Thiere große Aehnlichkeit und bringen lebendige Junge zur Welt. Zweimal wurden Weibchen erlegt, in denen wir ein

Junges fanden, leider aber fehlte es uns an Spiritus, um dasselbe aufzubewahren. Diese Fische werden in allen Breitengraden gefunden und durchziehen in mächtigen Schaaren das Meer, denn zuweilen bemerkten wir Züge von mehreren Tausenden, und einmal war das ganze Meer, so weit das Auge reichte, von ihnen bedeckt. Die Thiere nämlich, obgleich 5 bis 7 Fuß lang, sind tüchtige Springer und schnellen sich von Zeit zu Zeit mit außerordentlicher Kraft aus dem Wasser empor, so daß man ihre Annäherung schon von Weiten bemerken und dadurch auch die ungeheure Ausdehnung einzelner Züge abmessen kann. Merkwürdiger Weise nehmen sie, so bald das Schiff in Bewegung ist, fast immer ihre Richtung nach diesem hin und pflegen es, indem sie am Bug desselben mit großer Schnelligkeit vorüberschießen, lange Zeit zu begleiten, gleich als ob sie sich freuten, ihm vorauseilen zu können. Dies Vergnügen jedoch gereicht einzelnen zum Verderben; denn öfters gelingt es, die mit Widerhaken versehene und an einem Seile befestigte Harpune, vom Klüverstammstock, der äußersten Spitze des Schiffes aus, einem derselben in den Leib zu werfen und sich durch schnelles Aufziehen desselben zu bemächtigen. Der Getroffene arbeitet mit Macht, sich der tödtlichen Waffe zu entziehen, doch ist seine Kraft halb gebrochen, sobald er sich außerhalb des Wassers befindet. Rasch sucht ein Matrose ihm dann ein Seil um den Schwanz zu schlingen und erst, nachdem dies geschehen ist, mag man sich der Beute versichert halten. Nur einmal gelang es uns, nachdem ein angeschossenes Thier sich von der Harpune losgewickelt hatte, mit einer andern Harpune ein zweites zu erlegen; denn gewöhnlich pflegt, sobald Blut geflossen ist, die ganze Schaar zu verschwinden, auch behaupten die Matrosen, daß der Verwundete von den übrigen verzehrt werde. Der Fang eines Schweinsfisches wird stets mit Jubel begrüßt; denn sein schmackhaftes Fleisch muß denen um so willkommener sein, die lange Zeit nichts weiter als Salzfleisch erhielten. Gewöhnlich macht sich auch der Koch sogleich dabei ein Stück für die nächste Mahlzeit zuzurichten. Der Fisch wird nach der Leeseite des Schiffes gebracht, damit das Blut

abrinnt, ohne das Deck zu besudeln, dort ausgenommen, die glatte Haut in Streifen heruntergeschnitten und später, da sie guten Thran liefert, ausgekocht, der Kopf vom Rumpfe getrennt und dieser, nachdem er im Meere rein abgespült ist, in der Nähe der Cambüse des Kochs aufgehängt. Gehirn, Leber, Zunge und Herz kommen auf die Tafel des Capitains, und ist derselbe bei guter Laune, so ertheilt er wohl die Erlaubniß, daß auch die Matrosen ihren Braten erhalten. Das Fleisch ist, besonders wenn es einige Tage gehangen hat, sehr mürbe, nur etwas trocken und dem Rindfleisch ähnlich. — Meine Knaben pflegten sich den Kopf auszubitten, um ihn zu reinigen und aufzubewahren, eine Arbeit, die von der Mutter und den Schwestern nicht eben gern gesehen ward, da ihre Kleider bei derselben gewöhnlich so reichlich mit Fett bedacht wurden, daß sie alles in ihrer Nähe mit Thrangeruch erfüllten. Der Kopf von der Größe eines Menschenkopfes geht aus in eine schnabelartige, fußlange Verlängerung, der in Gelenken bewegliche Unterkiefer sowie der Oberkiefer sind an den Seiten dicht besetzt mit kleinen, ¼ Zoll langen kegelförmigen Zähnen, die in die gegenüberliegenden Zwischenräume einpassen. Am obern Theile des Kopfes befinden sich die Luftlöcher; doch habe ich die Thiere aus ihnen nie Wasser spritzen sehen, obwohl einer, der schwer verwundet war, einen Blutstrahl aus ihnen emporwarf. —

Die außergewöhnliche Länge der Fahrt steigerte nicht blos die Unannehmlichkeiten derselben, sondern brachte auch wesentliche Verluste mit sich. Denn nicht nur, daß die Hunde von ihrem Ueberfluß an Flöhen uns reichlich mittheilten, ihr Geheul verscheuchte gewöhnlich den Schlaf und vergebens war alles Rufen zur Ordnung, nur der Stock konnte uns für eine Zeitlang wieder Ruhe verschaffen. Ferner hatten sich in dem feuchten Stroh Myriaden von kleinen Fliegen entwickelt, so daß wir, wenn wir durch Unwetter genöthigt waren, unter Deck zu gehen, den Kopf einhüllen mußten, um uns vor ihnen zu schützen, endlich wurden wir noch zum Ueberfluß von den Ratten heimgesucht, die impertinent genug waren, uns öfters einen nächtlichen Besuch abzustatten. Sobald

das Wetter jedoch günstig war, brachten wir Tag und Nacht auf dem Deck zu und ließen uns diese Unbequemlichkeiten wenig anfechten. — Größer waren die Verluste an der Ladung selbst, denn von den Kühen starben sieben, von den Hunden erhängte sich einer an seiner Kette, ein zweiter mußte, da er in Folge des Salzfleisches eine häßliche Hautkrankheit bekam, über Bord geworfen werden; dagegen warfen zwei Hündinnen, die eine sogar 11 Junge.

Freitag den 14. Juni erreichten wir endlich den Eingang zur Sundastraße nachdem wir zwei Tage lang vor derselben gekreuzt hatten. Schon am Donnerstag bemerkten wir die Küste von Java (Java-Head oder Kopf); waren jedoch noch zu entfernt, um die Gegenstände auf derselben näher unterscheiden zu können. Unsere Erwartung war hoch gespannt; denn schon in Adelaide war meiner Frau und den Töchtern von der Schönheit dieser Straße viel erzählt worden. Dennoch übertraf sie die Wirklichkeit. Der Eingang zur Sundastraße, die sogenannte Prinzenstraße, ist der Canal zwischen Java und der Prinzeninsel. Derselbe ist sehr schmal, so daß man mit bloßem Auge rechts und links die Küste deutlich überschaut. Was für ein Unterschied zwischen ihr und der Küste von Australien! Vom Fuße bis zum Gipfel der Berge eine in den verschiedensten Schattirungen prangende dichte Laubdecke, aus der nur hier und da einzelne riesige Stämme ihre reich gekrönten Häupter erhoben; nur soweit die Brandung reichte, die hier einen prachtvollen Anblick gewährte, indem die 30 bis 40 Fuß ausspritzenden Wogen in unzähligen kleinen Wasserfällen ihren Rückfluß nahmen, war der Felsen kahl, dicht an und über derselben zeigte sich sogleich das üppigste Laubwerk. Dabei war die Luft so aromatisch, daß man mit wahrer Wollust dieselbe einathmete und der würzige Duft vom Lande her so stark, daß wir, obwohl in ziemlicher Entfernung, uns noch desselben erfreuten. Bald wurde nämlich die Straße weiter; tiefe Buchten schnitten in die Küste von Java ein, während links die Inseln weiter zurücktraten. Letztere sind meist kegelförmig und wie die Küste von Java reich bewaldet; bei vielen fiel mir die Aehn-

lichkeit mit Vulkanen auf, wenigstens war der Giebel abgestumpft und in der Mitte wie ein Krater ausgehöhlt. —

Am Abend erhob sich eine starke Briese, die uns jedoch wenig nützte, da der Capitain, welcher zum ersten Mal diese Gegenden befuhr, bei der Dunkelheit nicht weiter in den Canal einsegeln wollte; später legte sich der Wind und die Nacht war so wundervoll, daß ich mich nicht erinnere, je eine ähnliche erlebt zu haben. Die drückende Schwüle des Tages war einer erfrischenden Kühle gewichen; ein im Süden vorüberziehendes Gewitter hatte die Luft gereinigt, über uns prangte der prachtvollste Sternenhimmel, rings um uns tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch das dumpfe Brausen der fernen Brandung. Mitternacht war längst vorüber, als wir unser Lager suchten; dennoch hatte uns der Wunsch, den Anblick der Küste ganz zu genießen, schon früh wieder auf das Deck gerufen. Wir hatten in der Nacht zahlreiche Nachbarschaft erhalten und staunten über die Menge von Schiffen, die rings um uns auftauchten. Bald sollten wir noch mehr Gesellschaft erhalten; denn aus einer weiten Bucht kamen über 30 malaische Fischerböte hervor, und wohin man sah erblickte man kleinere und größere Fahrzeuge. Da die Windstille anhielt, näherten sich die Böte fortwährend mit Fischen beschäftigt immer mehr; schon konnten wir die halbnackten braunen Gestalten unterscheiden, und die eigenthümliche Construktion ihres Segelwerks näher betrachten; da erhob sich plötzlich der Wind, groß und klein entfaltete die weißen Schwingen und bald waren alle hierhin und dorthin zerstreut, nur die Böte hielten der Küste zu; vielleicht daß der Rauch, den wir später aus der Waldung emporsteigen sahen, ihre Heimeth bezeichnete. —

Nur langsam rückten wir in den folgenden Tagen vorwärts, da ungünstiger Wind mit Windstille wechselte; doch die Nähe der prächtigen Küste sowie der Verkehr mit zahlreichen Malaienböten, die unser Schiff besuchten, ließ uns weniger ungeduldig nach dem Ziel unsere rReise ausblicken. Die Malaien an der Küste pflegen in der Sundastraße einen ganz ergiebigen Handel zu treiben, indem sie den von Europa

kommenden Schiffen entgegenfahren und ihnen allerlei Erfrischungen anbieten, die, wie sich denken läßt, bereitwillige Käufer finden. Auch bei uns legten gewöhnlich des Morgens mehrere an und ich wunderte mich, wie sie bei dem ziemlich heftigen Winde in den schwer beladenen schmalen Canots es wagen konnten, sich so weit vom Ufer zu entfernen. Die Böte enthielten Bananen, Kokosnüsse, Tamarinden, Jams (ostindische Kartoffeln), Kürbisse, Zwiebeln, Taback, Hühner, Affen, Tauben, Papageien, Eier, Korallen, Muscheln, gebrannte Tonflaschen zur Abkühlung des Wassers und andere Dinge mehr meist in Körben und Behältern, die aus Bambus gefertigt waren. Bald entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel, da die Verkäufer Tücher und alte Kleidungsstücke gern als Preis für ihre Waaren entgegennahmen. Doch kannten sie auch den Werth der Geldmünzen sehr wohl und hatten besonders englisches Silber und spanische Thaler gern, einer bat sogar den Capitain ihm ein Goldstück zu wechseln. Auf jedem Bote befanden sich drei oder vier Männer. Einige trugen Beinkleider und ein baumwollenes Hemd, andere hatten nur eine Art Schurz um die Hüften befestigt. Um das schwarze lockige Haar war ein buntes Tuch geknüpft; die Hautfarbe ursprünglich hellbraun, hatte wohl durch den steten Aufenthalt im Freien eine dunklere Färbung erhalten; bei Allen war das Auge geistig belebt und Einzelne hätten schön genannt werden können, wären ihre Zähne nicht von dem beständigen Kauen der Betelnuß und des in SirIblatt eingewickelten Tabacks, zu dem sie noch ein wenig Kalk hinzufügen, schwarz gefärbt gewesen, was bei ihnen freilich nur als eine Erhöhung der Schönheit betrachtet wird. Trotz dem daß sie nur sehr wenig englisch sprachen, konnten wir uns bald mit einander verständigen, und die Unterhandlung wurde um so lauter geführt, da mehrere der Matrosen der Ansicht zu sein schienen, je lauter sie schrieen, desto besser würden sie verstanden werden. Ich erhandelte für ein Tuch und ein kleines Messer ein niedliches Zwergreh, von der Größe eines Kaninchens und hoffte es mit nach Europa nehmen zu können, doch starb es schon 14 Tage nach unserer Ankunft in

Batavia, auch hätte ich es wohl kaum mit herübergebracht, da es sehr zart war und mir der Platz fehlte, es gegen den Einfluß der Witterung zu schützen. —

Am 17. Mittags passirten wir das reizende mitten in einem Palmenhain liegende Dorf Anger. Es ist dies ein Süßwasserplatz und hat ein kleines Fort, dessen weiße Mauern aus dem Gebüsch herüberleuchteten. Vor ihm lag ein holländisches Kriegsschiff; wir wurden von ihm mit einem Kanonenschuß begrüßt und hißten als Gegengruß die russische Flagge, denn unter ihrem Schutze hatte die Livonia den Hafen von Hamburg verlassen.

Kurz darauf fuhren wir durch die engste Stelle des Canals und traten nun in den ostindischen Archipel ein, unsern Cours in nördlicher Richtung fortsetzend, um uns zwischen den zahlreichen Inseln hindurch den Weg nach Batavia zu suchen. Am Abend erhob sich ein günstiger Wind; allein es war zu spät, wir mußteu um 9 Uhr vor Anker gehen. Wäre er zwei Stunden früher gekommen, so hätten wir Batavia noch erreichen können. Auch der folgende Tag verging noch und wieder fiel am Abend der Anker, diesmal in der Nähe einer Insel, die trotz ihres freundlichen Ansehens den Namen Menscheneter trug, wie wir denn am nächsten Tage vor einer vorbeifuhren, die nicht minder bezeichnend Kerkhof (Kirchhof) genannt wurde Endlich am 19ten näherten wir uns der Rhede von Batavia. Die Matrosen warfen abwechselnd den ganzen Tag das Loth, und ich freute mich über die Geschicklichkeit einzelner im Werfen desselben. Der Werfende steht in der Nähe der Cajüte außerhalb des Schiffes auf einem Vorsprung desselben und ist durch ein um den Leib geschlungenes Seil an jenem befestigt. Das Loth, ein fußlanger, einige Zoll starker Bleikegel hängt an der Lothleine, an welcher farbige Lappen die Anzahl der Faden bezeichnen. Nachdem der Matrose die Leine so in der linken Hand zusammengefaßt hat, daß er sie ohne Hinderniß kann aus derselben gleiten lassen, schwingt er mit der rechten das Loth mehrmals im Kreise herum und entsendet es plötzlich nach dem Vordertheil des Schiffes hin, so daß es oft über dasselbe

hinaus erst das Wasser berührt. Bevor das Schiff den Weg bis dahin zurückgelegt hat, berührt das Loth den Grund und der Matrose giebt die an dem Lothseil bemerkte Tiefe an, indem er singend die Anzahl der Faden abruft. — Der günstige Wind hielt an und Nachmittags 4 Uhr fuhren wir mit vollen Segeln der Rhede von Batavia zu. Wie in Rio de Janeiro gingen uns die Amerikanischen Sterne voran, die Naduga von Boston fuhr vor uns, während ein französisches Schiff uns folgte. Um 6 Uhr fielen die Anker, wir waren glücklich angelangt! Malaiische Böte kamen sogleich heran ihre Dienste anbietend; auch ein Schiffsmakler verfehlte nicht, sich zur Disposition zu stellen, während von dem holländischen Kriegsschiffe auf einem mit Chinesen bemannten Bote ein Midshipman erschien, die Schiffspapiere einsah und die Namen der Passagiere verzeichnete. An 40 Schiffe lagen auf der Rhede, darunter zwei Dampfschiffe und ein Kriegsschiff. Die Meisten führten die Holländische Flagge; doch sahen wir auch Amerikaner, Franzosen, einen Chinesen und einen Deutschen, den Prebislav, uns schon von Adelaide her bekannt.

Leider hörten wir, mit der hier gehofften Ladung stehe es schlecht, und wir würden lange darauf warten müssen. Durch diese Nachricht wurde die Freude, mit der man nach langer Seereise wieder das Land begrüßt, sehr herabgestimmt; denn sie eröffnete uns die Aussicht, vielleicht vier bis fünf Wochen im Angesicht des Landes auf dem Schiffe zubringen zu müssen. Wir konnten in Batavia Niemand, bei dem wir ein paar Tage hätten verleben können; auf unsere Kosten aber in einem Hotel zu logiren, dazu würden meine Mittel, und wären sie zehnmal größer gewesen, als sie waren, nicht ausgereicht haben, ich durfte also nicht daran denken, das Schiff zu verlassen. Trotzdem, daß uns die Lage Batavias keineswegs romantisch erschien, (das dichte Gebüsch, mit dem das Ufer bewachsen war und aus dem nur in der Nähe des Canals einige große Gebäude mit ihren rothen Dächern emportauchten, hinderte die Fernaussicht in das Land, auch erhob sich nirgends eine Anhöhe,) so waren doch unsere Blicke mit Sehnsucht dahin gerichtet, bis die rasch einfallende Dun-

kelheit es unserem Anblick entzog. Um acht Uhr ertönte ein Kanonenschuß vom Kriegsschiffe, ihm antworteten die Glocken auf allen Schiffen, dieselbe Stunde bezeichnend; ein heftiger Tropenregen trieb uns vom Deck. Am andern Morgen wurden auch wir, wie die Matrosen des Kriegsschiffes durch Kanonenschuß und Trommelwirbel geweckt. Wir eilten auf das Dek, schon begann ein reges Leben sich zu entfalten. Dem Canal entströmte, den günstigen Landwind benutzend, eine ganze Flotte von kleinen Fahrzeugen, um den auf der Rhede befindlichen Schiffen Ladung zu bringen, oder ihren Inhalt aufzunehmen und der Stadt zuzuführen. Drei derselben legten bei unserem Nachbar an, einem nach Japan bestimmten Schiffe, und bald sah man die Malaien mit dem Aufwinden der Kisten und Ballen beschäftigt. Den größeren Fahrzeugen folgten zahlreiche Böte mit Malaien oder Chinesen besetzt, die entweder Grünwaaren, Früchte, Federvieh und dergleichen Lebensmittel oder ganze Waarenlager von Zeugen, Matten, Taback, Malaiischen und Chinesischen Fabrikaten bei den Schiffen zum Verkauf anboten, und zu uns Neulingen vorzugsweise ihre Richtung nahmen. Auch das Boot des Kapitains war angelangt, und dieser ging an das Land, uns mit dem Versprechen verlassend, bald Nachricht zu geben, ob es möglich sein würde, uns auf einen Tag herüber holen zu lassen, damit wir Batavia wenigstens, wenn auch nur flüchtig kennen lernten. Trotz der Hitze verging uns der Tag ganz angenehm. Das ausgespannte Sonnensegel gab Schatten, ein frischer Luftzug Kühlung und der Anblick vielfacher neuer Erscheinungen gelegentlich auch der Versuch, uns mit den Malaien und Chinesen zu verständigen, Unterhaltung. Am Abend hätte ich gern ein Seebad genommen; doch durfte ich es nicht wagen, denn die Rhede sollte, wie man versicherte, von Hayfischen und Krokodilen wimmeln, und so einladend auch die sanft gekräuselte Meeresfläche winkte, ich hielt das Vergnügen in ihr unterzutauchen mit dem möglichen Verlust eines Armes oder Beines doch zu theuer erkauft. Dafür entschädigte mich der Anblick eines prächtigen Gewitters, das selbst einen heftigen Regen überdauernd bis spät in die Nacht anhielt. In Folge desselben wurde uns am andern Morgen

ein überraschender Anblick. Die Luft war geklärt, der Vorhang war hinweggezogen und mit Entzücken ruhte das Auge auf der reichen im Hintergrunde von einer blauen Gebirgskette begrenzten Landschaft; doch schon um 6 Uhr stiegen wieder Dünste empor, eine Wolke nach der andern erhob sich und bald war Alles wieder hinter einer dichten Nebelwand verschwunden. —

Der Tag hatte schön begonnen, er sollte noch schöner enden. Um acht Uhr sahen wir den Capitain mit zwei Herren zum Schiffe zurückkehren. Von letzteren begrüßte uns der eine, Herr Heilboth, als früherer Unglücksgefährte; denn auch er war in Australien gewesen, hatte es nach mancherlei trüben Erfahrungen verlassen und in einem Batavischen Handlungshause eine angenehme Stellung gefunden; der andere, ebenfalls in einem Hause zu Batavia beschäftigt, war der Bruder zweier unserer Schiffsgenossen auf der Louise und kam, um sich nach dem Schicksal seiner Brüder zu erkundigen. Besonders der Erstere freute sich außerordentlich, daß wir, wie er sich ausdrückte, uns aus Australien gerettet hätten, und seine sichtbare Theilnahme that uns innigst wohl. Die größte Freude brachte uns aber der Capitain, indem er uns einen Brief von Herrn Schröder, dem Chef eines deutschen Handlungshauses einhändigte, an das er von seinem Rheder gewiesen worden war. Man denke sich unsere Ueberraschung: das Schreiben enthielt in den freundlichsten Ausdrücken eine Einladung an mich, meine Frau und Töchter während des Verweilens der Livonia in seinem Hause zuzubringen, und selbst für die Knaben wurde binnen Kurzem ein Unterkommen verheißen. Noch heute sehe ich die freudestrahlenden Gesichter der Meinigen; ihre heißen Wünsche waren erfüllt, ihre kühnsten Erwartungen übertroffen. Ich selbst war so erstaunt über diese großartige, ich möchte sagen, tropische Gastfreundschaft, daß ich Anfangs an ihre Ausdehnung kaum glauben konnte; doch das Drängen des Capitains, alles Nöthige zu beschicken, um bald an das Land gehen zu können, entriß mich meinem Staunen; ich eilte die nothwendigsten Kleidungsstücke zu packen, tröstete die Knaben, die uns natürlich jetzt schon gern begleitet hätten, mit der Aussicht, daß sie uns bald nach-

kommen würden, und war nach einem Stündchen zur Abfahrt bereit. An der schwankenden Schiffsleiter hinunter wurden Frau und Töchter glücklich ins Boot befördert, und in voller Erwartung der Wunderdinge, die unserer harrten, schwammen wir dem Lande zu. Während der Ueberfahrt hielten meine Töchter zur Abkühlung die Hand in das Wasser, wurden indeß augenblicklich von dem Malaien ersucht, es zu unterlassen, da es nicht ohne Gefahr sei, indem plötzlich auftauchende Krokodile über Bord hängende Gegenstände leicht erfassen könnten auch versicherten sie, daß man besonders zur Mittagszeit diese Ungeheuer nicht selten auf der Rhede wie im Canal unbeweglich liegen sähe, wie ich denn selbst, als ich einmal das Schiff besucht hatte, während der Rückkehr zum Lande ein solches Thier einige Minuten lang beobachten konnte. Es hatte eine ungefähre Länge von 25 Fuß und lag gleich einem braunen Baumstamm unbeweglich auf dem Wasser. Ohne alles Geräusch war es zur Seite des Boots angekommen, eben so geräuschlos tauchte es wieder unter. Bald erreichten wir, nachdem wir noch im Vorüberfahren die originelle Bauart eines plumpen, mit Schnitzwerk und Malerei reich verzierten chinesischen Fahrzeuges bewundert hatten, den Canal, der von starken, aus Quadersteinen erbauten Mauern eingeschlossen, sich weit in das Meer hineinerstreckt. Obgleich das Meer ziemlich ruhig war, schlug dennoch die Brandung mit Macht gegen dieselben an, von Zeit zu Zeit ihren weißen Schaum über sie hinspritzend. Auf den Mauern des Canals so wie in dem trüben Wasser in der Nähe des flachen Ufers waren Malaien mit Fischen beschäftigt, indem sie Netze, an denen starke Bleikugeln hingen, kreisförmig auswarfen; die Seiten der Mauern aber wimmelten von kleinen und großen Taschenkrebsen, die in den Spalten derselben ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, zuweilen erblickte man auch den Kopf einer Wasserschlange, der sich jedoch bei unserer Annäherung scheu zurückzog. Der sumpfige Uferrand war mit weidenartigem Gebüsch bedeckt, und die aus denselben hervortönenden zwitschernden Stimmen erinnerten uns an unsere kleinen heimischen Sänger. Doch bald mahnte uns der Anblick ganzer Gruppen hochstämmiger Palmen wieder an die Tropenwelt Indiens. Je weiter wir

in den Canal vorrückten, desto lebendiger wurde es: zahlreiche malaiische Fahrzeuge lagen zur Seite desselben; einige schienen als Wohnungen für ganze Familien zu dienen, denn Männer, Frauen und Kinder waren mit häuslichen Verrichtungen auf ihnen beschäftigt oder lagen durch Matten von Palmen vor der Sonne geschützt, eine Cigarre schmauchend auf dem Deck; andere hatten bereits Ladung eingenommen, um sie am andern Morgen den Schiffen der Rhede zuzuführen, während noch andere schon dem Ausgange des Canals zusteuerten. Unter diesen befanden sich wahrscheinlich einige Küstenfahrer, denn von ihrem Vorder- und Hinterdeck erglänzten Kanonen, die so angebracht waren, daß sie nach allen Seiten hin gerichtet werden konnten, eine Vorsichtsmaßregel, die, wie wir später hörten, durchaus nicht überflüssig sei, da die indischen Gewässer noch fortwährend durch Seeräuberei unsicher gemacht werden. Zwischen diesen Fahrzeugen hin und an einigen kleinen Forts vorüberfahrend, näherten wir uns dem Zollhause, dessen weiß übertünchte Mauern in der Nähe die Augen blendeten. An der Halle desselben landend wurden wir auf das Zuvorkommendste von Herrn Schröder empfangen, der meine Frau und Töchter einlud, in seinem Wagen Platz zu nehmen, während ich in dem des Capitains mit diesem den Weg nach seiner Wohnung zurücklegen sollte.

XI. Abschnitt.

Aufenthalt in Batavia.

Noch nie hat sich mir binnen einer kurzen Zeit eine solche Fülle interessanter Erscheinungen aufgedrängt, als während unserer Fahrt vom Zollhause nach der Wohnung des Herrn Schröder, und ich hätte hundert Augen haben mögen, um hier das eigenthümliche Treiben der malaiischen und chinesischen Bevölkerung, dort die merkwürdigen interessanten Gegenstände, welche zum Verkauf auslagen, so wie die großartigen, bis in das Kleinste malerischen Anlagen zu beiden Seiten des Weges beschauen und bewundern zu können. Anfangs führte uns

der Weg in einer schattigen Allee durch einen kleinen Theil des alten Batavias vor dem Stadthause vorüber zu einer Straße, die in ihrem ersten Theile Kaufhallen und Geschäftslokale europäischer Kaufleute enthält, im zweiten aber vorzugsweise von chinesischen Handwerkern bewohnt wird, die theils im Freien vor den Häusern, theils in den offenen Werkstätten gar fleißig beschäftigt waren. Allmälig standen die Gebäude mehr vereinzelt und in größeren Zwischerräumen von einander, und der Weg führte an prächtigen palastähnlichen Wohnungen vorüber, die gewöhnlich von einer mit aller Pracht der Tropenpflanzung ausgestatteten Gartenanlage umschlossen waren. Mit Entzücken ruhte das Auge hier auf dem üppigen, in den verschiedensten Schattirungen prangendem Grün, dort auf den im edlen Styl erbauten Villen, weiterhin auf malerisch zwischen Kokos und Bananen auftauchenden Bambushütten der Malaien. — Wieder änderte sich der Charakter der Stadt, wir kamen zum vornehmsten Theile derselben. Zu beiden Seiten eines breiten Kanals reihet sich hier ein Prachtgebäude an das andere; hier ist der Palast des Gouverneurs, hier findet man die vorzüglichsten Hotels, die Wohnungen der reichsten Handelsherren. Ein weiter Anger von fast einer Meile im Umfange, der Königsplan genannt, begrenzt diesen Stadttheil. Derselbe bildet ein regelmäßiges Viereck und ist nicht nur von einer Tamarindenallee eingefaßt, sondern auch rings von stattlichen Gebäuden umgeben, unter denen besonders die lutherische Kirche hervorragt, deren schwarze Kuppel wir schon vom Schiffe aus bemerkt hatten. Nachdem wir den Königsplatz quer durchschnitten hatten, näherten wir uns der Wohnung unseres Wirthes. Der Wagen rollte durch das Thor einer von grünen Hecken umschlossenen, von prächtigen Bäumen beschatteten Villa und auf der breiten Treppe der Vorderhalle trat uns die liebenswürdige Hausfrau entgegen uns mit so gewinnender Freundlichkeit empfangend, uns so herzlich begrüßend, daß wir wohl erkannten, wir waren gern gesehene Gäste und uns augenblicklich wohl und heimisch fühlten. — Der Rest des Tages verging unter Genüssen mancherlei Art; doch einer der ersten

und vorzüglichsten war ein Glas köstlichen Wassers, das uns um so herrlicher mundete, als das von Adelaide mitgenommene Schiffswasser brakig gewesen war; nicht minder labte ich mich an vorzüglichen Manilacigarren, die mich für den lang entbehrten Genuß überreich entschädigten. — Zwei Zimmer waren für uns eingerichtet, und unser Wirth hatte, da auch der Capitain bei ihm logirte, um uns alle aufnehmen zu können, sogar zwei Herren seines Comptoirs, die bei ihm Wohnung hatten, anderweitig untergebracht; ich fragte mich einmal über das andere, wodurch haben wir alle Güte, mit der man uns begegnet, verdient? und es peinigte mich, den lieben Leuten nichts als die innige Anerkennung derselben darbringen zu können; aber sie schienen selbst diese nicht einmal zu begehren und sich, wenn sie auf Lohn Anspruch machten, durch den Anblick unserer vor Freude strahlenden Gesichter hinlänglich belohnt zu fühlen.

Obgleich wir von den mannigfach wechselnden Eindrükken des Tages etwas angegriffen waren, mochten wir doch erst spät und mit Widerstreben uns von der angenehmen Unterhaltung losreißen; denn beide Theile hatten gar viel zu fragen, und die von uns erlebten Wirren Deutschlands, unsere Schicksale in Australien sowie das vielfache Neue des Batavischen Lebens boten einen so reichen Stoff dar, daß Niemand der körperlichen Ermüdung gedachte. Nur meine jüngste Tochter hatte schon früh der Müdigkeit nachgegeben und war zu Bett gegangen; sie sollte jedoch auf eine eigene Weise gestört werden. Die Betten in Batavia sind fast so groß wie ein Zimmer in Australien und haben öfters über 6 Fuß im Gevierte. Ueber die vier Säulen der Ecken ist zum Schutz gegen die Muskitos ein Dach von Mousselin ausgespannt, und aus demselben Grunde sind die Seiten durch Vorhänge rings verschlossen. Man schläft auf Matratzen und deckt sich mit einer leichten gehäkelten Decke. Man denke sich nun die Ueberraschung der Armen. Kaum hat sie sich niedergelegt, so werden die Vorhänge des nebenanstehenden Bettes geöffnet, und ein brauner Malaie erscheint eine mächtige Ruthe in der Hand haltend, mit der er nach allen Sei-

ten hin kräftige Hiebe austheilt. Schon glaubt sie, jetzt komme die Reihe an sie, doch beim Schein des im Schlafzimmer die ganze Nacht hindurch brennenden Lichtes bemerkt sie der Malaie noch zu rechter Zeit, sie sollte diesmal noch mit dem bloßen Schreck davon kommen, wurde aber dafür vielleicht von einem nicht herausgepeitschten Muskito auf längere Zeit gepeinigt; denn schon einer dieser lästigen Gäste ist im Stande einem für die Nacht die Ruhe zu rauben. — Ohne von ihnen gepeinigt zu werden, hatte ich doch eine sehr unruhige Nacht. Während meines Aufenthalts in Australien war ich mit rheumatischen Krämpfen behaftet, die auch in Batavia mich noch von Zeit zu Zeit heimsuchten, bis sie während der Seereise verschwanden. In Folge derselben hatte ich schon mit der Morgendämmerung mein Zimmer verlassen und war über den vor der Thür schlafenden Malaien hinweg hinaus in den Garten getreten. Ein würziger Duft strömte mir entgegen. In dem an merkwürdigen Bäumen reichen Garten in der Morgenkühle lustwandelnd freute ich mich einer Fülle niegesehener Gewächse. Der Muskatbaum mit seinem glänzenden Laube und apfelartigen Früchten, die mächtige Tamarinde, der dicht belaubte Cakao mit seinen großen röthlichen Schoten, der Mango- und Zimmetbaum wechselten mit anderen, die mir noch fremd waren, und von denen einer bis zum Gipfel mit gelblichen Blüthen bedeckt, die ich am Tage vorher als Schmuck in dem schwarzen Haar der Malaien bemerkt hatte, so starke Wohlgerüche verbreitete, daß man nicht lange in seiner Nähe ausdauern konnte. Bald wurde es lebendig. Die malaischen Dienstboten, sämmtlich auf dem Erbe oft mit Familie wohnhaft, gingen an ihre Beschäftigung: die Stalljungen führten die Pferde zum Fluß oder legten ihnen Grünfutter vor, der Hof und die Gänge des Gartens wurden gefegt, die Sträucher und Blumen begossen, der Koch bereitete das Frühstück, für welches in der nach dem Garten zu liegenden Gallerie der Tisch servirt wurde. Nach 6 Uhr erschien der Hausherr im weißen leichten Ueberwurf, um ein Bad zu nehmen, d. h. sich mit ebengeschöpften Brunnenwasser zu begießen. Im Badehause fand ich große

wohl 20 Eimer haltende thönerne Krüge. Sie waren sämmtlich mit Wasser gefüllt und dienen dazu das Trinkwasser zu klären und frisch zu erhalten. Einige Europäer ziehen das Flußwasser dem Brunnenwasser vor und behaupten, es sei gesünder; doch fand ich letzteres wenigstens in den höher gelegenen Theilen der Stadt ausgezeichnet; in den niedriger gelegenen hat es allerdings einen moorigen Beigeschmack, und für diese wird daher die Anlage eines artesischen Brunnens auf dem Königsplatz sehr erwünscht sein. — Um 7 Uhr war das Frühstück bereit, bestehend aus Thee und Kaffe, Weißbrot mit Butter, Fleisch, Eiern, und als Delikatesse einem Schnittchen Schwarzbrot. Die Damen erscheinen dabei in einem langen weißen Hauskleide, Kabeia, indem sie auch bis gegen 4 Uhr Nachmittag bleiben, eine Sitte, die meiner Frau und meinen Töchtern sehr zu gefallen schien, wenigstens nahmen sie dieselbe schon in den ersten Tagen an. Um 8 Uhr fahren die Herren zum Comtoir oder zum Toko, also nach dem älteren Theile Batavias und bleiben daselbst gewöhnlich bis 5 Uhr Nachmittags. Während dieser Zeit sind die Frauen mit der Sorge für die Kinder, deren jedes jedoch eine Babu oder Wärterin hat, und für das Hauswesen beschäftigt. Um 12 Uhr wird von ihnen ein warmes Frühstück eingenommen, und nach demselben ein Paar Stündchen geschlafen, dann gebadet, hierauf Toilette gemacht und in der Vorhalle bei einem Buche oder einer leichten, weiblichen Arbeit die Rückkehr der Herren abgewartet. Wenn nicht gerade der Abgang der Ober-Land-Mail bevorsteht, lassen diese nicht lange auf sich warten. Oft schon nach 4 Uhr wird es auf der Straße lebendig, ein Wagen nach dem andern rollt vorüber, endlich erscheint der Erwartete und wird von Gattin und Kindern freudig begrüßt, zumal wenn er als aufmerksamer Ehemann beflissen gewesen ist, alle Wünsche und Aufträge der ersteren pünktlich zu erfüllen. — Der Rest des Tages gehört der Erholung, dem Vergnügen. Nachdem die Herren ihre Kleider gewechselt und alle Spuren der Tagesarbeit von sich entfernt haben, wird entweder in der Halle geplaudert, oder in der Nähe der Wohnung ein kleiner Spa-

ziergang gemacht, oder zu Pferde und zu Wagen bis gegen 7 Uhr ein weiterer Ausflug unternommen. Um diese Zeit pflegt man zu Tische zu gehen und sich bis 8 Uhr den Freuden einer mit europäischen und indischen Produkten reich besetzten Tafel zu überlassen. Nach derselben beginnt die Visitenzeit. Besuche werden gemacht und empfangen; von Fackelträgern begleitete Equipagen rollen heran, bald sieht man elegant gekleidete Damen und Herren in den glänzend erleuchteten Vordergallerieen entweder um den Theetisch oder an Spieltischen gruppirt, während die braunen Diener geschäftig hin und hereilen, um die Wünsche derselben zu befriedigen. Die deutschen Familien Batavias pflegen einen Tag in der Woche bestimmt zu haben, an diesem kann man versichert sein, dieselben zu Hause anzutreffen, und aus dem mehr oder minder zahlreichen Besuch an diesen Tagen wird wohl auf die größere oder geringere Beliebtheit ein Schluß gezogen, weshalb auch ein Nichterscheinen von Bekannten leicht übel ausgelegt wird und zu manchen Störungen der Harmonie Veranlassung giebt. Der Zwang, den sie sich dadurch auflegen, ist nicht geeignet das gesellige Vergnügen dieser Abende zu erhöhen und da bei dem abgeschlossenen Umgangskreise gewöhnlich dieselben Personen nur an verschiedenen Orten zusammentreffen, so ist es besonders denen, die an dem Spieltisch kein Vergnügen finden, nicht zu verdenken, wenn sie zuweilen vorziehen, bei einem guten Buche den Abend zu Hause zuzubringen, und darauf verzichten in langweiliger Gesellschaft die Zeit herbeizugähnen, in der es ohne Anstoß zu erregen verstattet ist, aufzubrechen und dem einschläfernden Einfluß derselben sich zu entziehen. Hieraus darf man aber nicht etwa folgern, daß es unseren Landsleuten in Batavia an gründlicher Bildung und an Sinn für geistige Genüsse fehle. Keinesweges! Ich habe bei den meisten nicht nur eine lebhafte Theilnahme für die Ereignisse im Vaterlande, sondern auch ein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft, bisweilen sogar eine nicht gewöhnliche Kenntniß der deutschen Literatur angetroffen; man muß es ihnen zu Gute halten, wenn der ermattende Einfluß des Klimas sich auf ihre geistige Reg-

samkeit erstreckt, diese zeigt sich aber sogleich, sobald ein neues Element mit belebender Kraft ihnen nahe tritt, deshalb wird auch jede neue Erscheinung freudig begrüßt, sie verdrängt das alltägliche Einerlei, sprengt die Fesseln des Geistes und läßt den Born der deutschen Gemüthlichkeit, des harmlosen Scherzes, des heiteren Humors von Neuem frisch und fröhlich emporsprudeln. Ich werde stets der genußreichen Abendstunden gedenken, die wir im Kreise der lieben Batavier verlebten, und denen oft erst die Mitte der Nacht ein Ziel setzte. —

Besonders wichtige Abschnitte im Leben der Europäer Batavias bilden der Abgang und die Ankunft der Ueberlandspost oder des Dampfboots, welches die Briefe zwischen Batavia und Singapore befördert, von wo aus die Route über Ceylon, Bombay, Suez, Cairo, Alexandrien, Triest oder Marseille nach London geht. Die Tage vor dem Abgange wird angestrengt gearbeitet; mit dem frühesten Morgen eilen die Kaufleute nach dem Comtoir, spät kommen sie von dort aus zurück, ja oft wird ein Theil der Nacht zur Hülfe genommen, um nur alle Briefe zu expediren. Die Frauen sitzen fast ebenso anhaltend, um den lieben Ihrigen recht ausführliche Nachrichten zu geben und ihnen zu schildern, wie sehr sie sich nach der Wiedervereinigung mit ihnen sehnen; denn trotz des üppigen, luxuriösen Lebens, trotz der wundervollen Tropennatur und aller Genüsse, welche dieselbe darbietet, erfüllt alle der innigste Wunsch, zum Vaterlande zurückkehren zu können, wie er sich einmal in dem Ausruf einer Dame: „Ach könnte ich doch einmal wieder einen entlaubten Baum sehen!" auf das Orginellste aussprach. Die Ankunft dagegen bringt Genuß. Mit Hast werden die eingetroffenen Briefe erbrochen, rasch durchflogen und erst, wenn man gefunden, daß sich Alles in der Heimath wohl befindet, ein bequemer Platz gesucht, um sich ganz in die Lektüre der lieben Zeilen zu vertiefen. Die abendlichen Gesellschaften sind in dieser Zeit mehr als gewöhnlich belebt, der eine hat dies, der andere jenes zu berichten; nur auf politischem Felde weiß selten jemand etwas, das nicht allen bekannt wäre, er müßte denn eine Nummer der Zeitung mehr erhalten haben.

Batavia umfaßt im weitesten Sinne den älteren Theil der Stadt unweit des Meeresufers und die neueren Stadttheile, die jedoch besondere Namen führen. Jener besteht aus drei Quartieren, dem Europäischen, Chinesischen und Arabischen. Das erstere in der Nähe des großen Canals enthält in seiner mitunter noch die Spuren früherer Pracht tragenden Gebäuden nur noch Waarenlager und Geschäftslokale europäischer Kaufleute, als Wohnung wird es von den Europäern nicht mehr benutzt, daher liegt auch ein Theil bereits in Trümmern, und aus den von wucherndem Gesträuch halb verdeckten Mauren kann man abnehmen, daß die Stadt sich früher mehr nach dem Meere hin ausdehnte. Von früh 9 Uhr bis Abends 5 Uhr trifft man hier ein reges Leben an. Kulis sind beschäftigt aus den Lagern indische Produkte nach den auf dem Canal liegenden Fahrzeugen zu schaffen oder die Waarenlager mit europäischen Artikeln zu füllen. Selbst die schwersten Gegenstände werden getragen, indem man sie an langen Bambusstangen befestigt, die dann von 12 und mehr Trägern auf die Schulter genommen werden. Vor den Häusern halten überall Palankins, schmale Wagen nur für zwei Personen eingerichtet, die einander gegenübersitzen, untermischt mit eleganterem Fuhrwerk zum Dienst der Handelsherren bereit; denn selbst kleinere Entfernungen müssen zu Wagen zurückgelegt werden, theils der Hitze wegen, theils weil Gehen mit dem Ansehn der Weißen sich nicht verträgt. Am bewegtesten ist das Leben in der Nähe der Auktionen, die je nach den Gegenständen, die verkauft werden sollen, im Freien oder in größeren Hallen abgehalten werden. Auch die Ladung unseres Schiffes wurde auf diesem Wege losgeschlagen und trotzdem, daß ein anderes Schiff von Sidney mit gleicher Ladung eingetroffen war, ziemlich gut verkauft. Besonders schienen die Hunde viel Liebhaber zu finden; denn mehrere wurden mit 70 und einigen Gulden das Stück bezahlt. Noch größer zeigte sich die Theilnahme bei der Versteigerung der Pferde. Diese, in großer Anzahl von Makassar auf Celebes herübergeschafft, sind von kleiner feuriger aber nicht ausdauernder Race; denn selten werden sie mehr

als einmal des Tages auf einige Stunden benutzt, weshalb eine größere Haushaltung auch die Unterhaltung von mehreren Gespannen erfordert. Die Pferde sahen von der Seereise noch sehr angegriffen aus, ich wunderte mich daher, daß trotzdem einzelne mit 150 bis 200 Gulden bezahlt wurden, hörte aber, daß die Chinesen gewisse Zeichnungen z. B. weiße sattelartige Flecke auf dem Rücken sehr lieben und für so gezeichnete Pferde oft außerordentlich hohe Preise zahlen; auch sollen die Malaien eigenthümliche nur den Eingeweihten bekannte Kennzeichen haben, aus denen sie auf die Güte des Pferdes schließen und, sobald sie diese finden, einander überbieten, um dasselbe an sich zu bringen.

Die Waarenlager der europäischen Kaufleute sind mit allen möglichen Gegenständen angefüllt und besonders einige Tokos oder offene Läden so reich mit Luxusartikeln ausgestattet, daß kaum eine Dame sie verlassen dürfte, ohne das ihre Wünsche Befriedigende gefunden zu haben. Hat der Besuchende in der ersten Halle Chinesische und Lyoner Seidenstoffe, Fauteuils und Amerikanische Rockingchairs, Teppige, und Spiegel, Porzelan und Krystall, Kupferstiche und Oelgemälde, die verschiedenartigsten Modeartikel aus Paris und London neben den kunstreichen Fabrikaten Chinas und Japans in geschmackvoller Anordnung bewundert, so fällt sein Blick mit Erstaunen in der andern auf ein reiches Lager europäischer Delikatessen. Hier stehen lange Reihen von Gläsern mit eingemachten und getrockneten Früchten, dort Praeservsbüchsen mit Gemüsen und Fleischspeisen, Butter in Blechdosen, Westphälische Schinken und Mettwurst aus Braunschweig; er geht weiter und findet ein reich assortirtes Weinlager oder steigt auf einer Treppe, deren grüner Oelanstrich die frühere echte Vergoldung noch hindurchschimmern läßt, zu dem obern Stockwerk hinauf, um eine interessante Sammlung von Waffen der wilden Völker der Sundainseln zu betrachten, und Speer und Pfeile mit und ohne Gift, Schwerdter und Dolche in mannigfacher Form oft mit kostbarem Griff, Schilde mit Menschenhaaren besetzt, Siegestrophäen aus Menschenzähnen geben ihm Zeugniß von dem kriegerischen Cha-

rakter der Bewohner Borneos und anderer Inseln des ostindischen Archipels. —

An das europäische Quartier schließt sich nach Westen und Süden das arabische und chinesische an. Ersteres ist wenig bewohnt, da die Zahl der Araber gegen früher bedeutend abgenommen hat, und trägt überall die Spuren des Verfalls; letzteres dagegen enthält eine dicht gedrängte Bevölkerung und ist der Sitz des lebhaftesten Gewerbefleißes und Verkehrs; denn hier wohnen die Handwerker und Kleinhändler in kleinen aber tiefen Gebäuden, deren vordere Räume entweder zur Werkstatt oder als Laden benutzt werden, so daß überall eine rege Geschäftigkeit sichtbar ist. Hier ist auch in einer durch ein leichtes Bambusdach gegen die Sonnenstrahlen geschützten Halle der Fisch-, Gemüse- und Fruchtmarkt. Die europäischen Damen besuchen ihn selten und nur der Zerstreuung wegen, da ihnen mit Ausnahme der Fische alle Bedürfnisse der Küche in das Haus gebracht werden, und sie durch ihre Männer leicht das Benöthigte sich können besorgen lassen; doch giebt man den Früchten der chinesischen Fruchthändler vor allen übrigen den Vorzug, welchen sie auch nach den Proben, die wir daselbst genossen, wohl zu verdienen scheinen. —

Nach Osten und Süden, wohl über eine deutsche Meile weit, reihen sich an diesen älteren Theil der Stadt mehrere Vorstädte, oder vielmehr neuere Stadttheile. So Weltesrede mit dem schönen Waterlooplatz, dem stattlichen Gouvernementsgebäude, dem wohleingerichteten Hospital, den umfangreichen Kasernen, den freundlichen Wohnungen der Offiziere und Beamten, Parapattam in der Nähe des Königsplatzes mit seinen prachtvollen Villen, Krawat u. a. m. — Hier wohnen die Europäer und wohlhabenden Chinesen auf sogenannten Erben d. h. Grundstücken, die außer dem gewöhnlich von einem Garten eingeschlossenen Hauptgebäude noch Wohnungen für die malaiische Bedienung und die benöthigte Stallung enthalten. Die Wohngebäude sind mit geringer Abwechselung meist in demselben Styl erbaut. Die ganze Front des Gebäudes nimmt eine auf Säulen ruhende Vorhalle ein. Hier

wird der Abend zugebracht, daher enthält sie außer einigen Canapes eine hinreichende Menge von bequemen aus Rohr geflochtenen Armstühlen, sowie einige Tische mit Marmorplatten. Ein Haupt-Erforderniß derselben bilden aber zahlreiche Lampen, denn der Batavier liebt eine brillante Erleuchtung und würde, glaube ich, lieber seinem Munde etwas entziehen, um nur allabendlich von seiner Gallerie ein Lichtmeer ausströmen zu lassen. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es freilich, wenn man bei allem Glanze nur zwei Personen am Schachbrett bemerkt, oder Herr und Madame am Theetisch sich langweilen sieht. — Von der Vorhalle tritt man entweder unmittelbar in die inneren Zimmer, oder es führt von ihr ein breiter Gang durch die Mitte des Hauses nach der hintern Gallerie, so daß sich die Zimmer zu beiden Seiten desselben befinden; oft führt auch ein bedeckter Gang rings um das Haus, eine Annehmlichkeit, die besonders in der Regenzeit an Werth gewinnt. Zu jedem dieser neueren Stadttheile gehört nun ein sogenannter malaiischer Kamp. Von Fruchtbäumen beschattet, von Pisang und Ciriplantagen umgeben, aus denen die schlanken Stämme der Cokospalme oder des Klapperbaums sich erheben, liegen hier zerstreut die leichten aus Bambus erbauten Wohnungen der Malaien. Die kleinen Plätze vor denselben, sowie die Wege, welche durch den Kamp führen, sind sauber gehalten, sie werden täglich gefegt und der Kehricht verbrannt, so daß schädliche Reptilien sich nicht leicht einnisten können. —

Die nächste Umgebung von Batavia ist obwohl flach doch reich an anmuthigen und pittoresken Landschaften, und die Spazierfahrten in der Kühle des Abends an den von Buschwerk durchschnittenen saftigen Wiesen, oder an üppigen Sava- (Reis) Zuckerrohr- und Ananas-Feldern vorüber sowie der Anblick der weiten chinesischen Gräber bei Mondscheinbeleuchtung gehören zu den schönsten Genüssen, die ich in Batavia gehabt habe. Gern hätte ich einen weiteren Ausflug in das Innere unternommen; allein die damit verknüpften Kosten sind zu bedeutend, auch bedarf man dazu einer Erlaubniß des Gouverneurs; denn die Holländer würden ihre

Herrschaft über die 5 Millionen zählende Bevölkerung Javas mit Recht für gefährdet halten, wenn sie jedem Fremden den ungehinderten Verkehr mit den Eingebornen erlaubten, zumal da diese Herrschaft nur eine mittelbare ist und nur dadurch von ihnen aufrecht erhalten wird, daß sie es verstanden haben, die einzelnen Regenten des Landes fest mit ihrem Interesse zu verknüpfen. Dennoch werden von den Eingebornen von Zeit zu Zeit einzelne Versuche gemacht, sich gegen die Gewalt der Weißen aufzulehnen, und sollten diese einmal eine größere Ausdehnung gewinnen, und die von Priestern fanatisirten Aufständigen durch einige glückliche Erfolge den Glauben an die unwiderstehliche Macht der Holländer erschüttern: so dürfte es leicht um die Oberherrlichkeit der Mynhers geschehen sein. Der blutige, viele Opfer kostende Krieg mit Bali, einer kleinen Insel an der Ostküste Javas, scheint von den Holländern besonders deshalb mit solcher Energie geführt zu sein, damit jener Glaube aufrecht erhalten werde. — Die Aussicht auf die Möglichkeit eines allgemeinen Aufstandes hat auch wahrscheinlich die Regierung veranlaßt, die in Batavia wohnenden Europäer zu einer Bürgerwehr zu vereinigen. Jeder Weiße ist bis zum 40sten Jahre verpflichtet, in eins der beiden Corps der berittenen oder Fuß-Miliz einzutreten, sowie an den monatlichen Exercier-Uebungen Theil zu nehmen, und ziemlich strenge Strafen sind für diejenigen festgesetzt, die sich ohne genügende Entschuldigung der Theilnahme an denselben entziehen.

Die weiße Bevölkerung Batavias gehört meist dem höheren Handelsstande an; hierzu kommen Aerzte und Apotheker, Künstler und Gelehrte, Militair und Beamte. Sie führen gewöhnlich ein ziemlich üppiges Leben und erliegen daher mehr oder minder schnell dem Einflusse des Klimas. Man sieht unter ihnen wenig blühende Gesichter, und besonders war mir der fast durchgängig in das Graue spielende Teint der Damen auffällig. Die Meisten hoffen wohl nicht ihr Leben in Ostindien zu beschließen, sondern denken, nachdem sie Vermögen gesammelt haben oder durch ihre Dienstzeit (ein Jahr in den Colonien gilt für zwei Dienstjahre in Eu-

ropa, pensionsberechtigt sind, nach Europa zurückzukehren. Eigenthümlich ist die Sitte mehrerer Weißen auf Java, sich eine eingeborne Maid oder Concubine zu halten und besonders pflegen Aerzte und Offiziere, die längere Zeit in den innern Stationen zubringen und nicht Mittel genug besitzen, durch eine Verheirathung mit einer Europäerin einen Haushalt nach den Anforderungen Indiens zu bestreiten, ein solches Verhältniß einzugehen. Merkwürdiger Weise hat dies selbst bei europäischen Damen nichts Auffallendes, sie empfangen den auf solche Weise Vermählten in ihren Salons und pflegen seine Verbindung mit einer Eingebornen höchstens zu ignoriren; auch zeigt sich die Maid nicht wenn ihr Herr Besuch erhält, und wagt nur in Gegenwart vertrauter und unverheiratheter Freunde desselben sich mit an den Tisch zu setzen. In Batavia kann die Maid nach Gefallen entlassen werden, nicht so im Innern, wo dieser Schritt eine tödtliche Rache der Verwandten nach sich ziehen würde.

Der weißen Race zunächst stehen an Rang und Vermögen die Chinesen. Letzteres ist oft nicht unbedeutend; denn sie sind außerordentlich betriebsam, und ihre natürliche Schlauheit läßt sie die wirksamsten Mittel ergreifen, dasselbe zu vermehren. Viele derselben sind reiche Plantagenbesitzer und ich hörte behaupten, daß kein Europäer im Stande wäre, so viel Nutzen aus dem Betrieb derselben zu ziehen, wie sie. Auch ein großer Theil des Grundbesitzes in Batavia ist in ihren Händen, ihnen gehören viele der prächtigen Landhäuser, und sie ziehen aus der Vermiethung derselben nicht unbedeutende Summen. Wie die Europäer haben auch sie ihre einheimischen Sitten und Gebräuche beibehalten; ihre Tracht ist dieselbe, wie sie aus Bildern hinlänglich bekannt ist, ein breiter an dem Rande etwas nach oben gebogener Strohhut bedeckt das kahlgeschorene Haupt, von dessen Wirbel ein durch eingeflochtene Bänder und Quasten verlängerter Zopf oft bis zur Ferse hinabhängt. In ihrem Zimmer darf die Theekanne eben so wenig fehlen als der Altar mit der brennenden Lampe und dem Bilde der bösen Gott-

heit, der sie mehr als der gütigen Verehrung darbringen, da sie voraussetzen, daß diese ohnehin ihnen ihr Wohlwollen schenkt. — Von ihren Festen erwähne ich nur das Drachenfest, das den Eintritt des Neujahrs bezeichnet und nicht, wie ich nach Abbildungen irrthümlich glaubte, oder wie es vielleicht in China selbst Sitte ist, dadurch begangen wird, daß Alt und Jung abenteuerlich gestaltete Drachen in die Luft steigen läßt, sondern dadurch, daß riesige, durch zahlreiche Lichter illuminirte Ungeheuer in Prozessien durch die Straßen getragen werden; ferner das Todtenfest, an dem es eine heilige Pflicht ist, die Gräber der Verstorbenen zu besuchen, so daß derjenige, welcher es unterläßt, sogar durch den Verlust der größten Zierde, des Zopfes, bestraft werden kann. Ihre Todten schließen sie in mehrere Särge ein, deren Größe und Schwere sich nach dem Ansehen des Verstorbenen richtet, so daß der äußerste Sarg zuweilen ein Länge von 12 bis 20 Fuß hat. Die Gräber bestehen aus gemauerten Gewölben, die mit Erde und Rasen belegt sind und auf der einen senkrechten Seite eine Oeffnung haben, die, nachdem der Sarg hineingeschoben ist, ebenfalls vermauert wird.

Theater und Spiel bilden die Hauptvergnügen der Chinesen. Beide sind in den Wayangs vereinigt.

Die Erlaubniß öffentliche Spielbanken zu halten wird nämlich von der Regierung verpachtet, und den Pächtern ist es theils zur Pflicht gemacht, eine Schauspielertruppe zu besolden, deren Leistungen Jedermann umsonst bewundern kann, theils liegt es in ihrem eigenen Vortheil, durch das Schauspiel zugleich Besucher für ihre Spieltische heranzuziehen. Wir besuchten einige Male einen solchen Wayang, theils um in einer chinesischen Garküche chinesische Gerichte zu versuchen, die wir auch, obwohl wir sie nicht auf chinesische Art, d. h. mit Eßstäben zum Munde führten, recht wohlschmeckend fanden, theils um dem Theater und den Spielen zuzusehen. Von ersterem verstanden wir natürlich nichts und mußten uns darauf beschränken, den Inhalt des Stücks, das sich um eine Liebesintrigue zu drehen schien, zu errathen. Die Da-

menrollen wurden von Männern gespielt, die durch Fistelstimme über ihr Geschlecht zu täuschen suchten; Krieger zeichneten sich durch mächtige Bärte aus und die Zahl der am Rücken befestigten Fähnchen deutete ihren Rang an; die Anzüge waren kostbar, auch versicherte man mir, daß sie auf das Treuste den für die einzelnen Stände in China durch das Gesetz vorgeschriebenen Trachten nachkämen. Die Musik vor dem Beginn des Stückes und in den Zwischenakten war aber, trotzdem, daß wir in der offenen Halle so gut wie im Freien standen, so gellend und ohrzerreißend, daß ich mich vor der Beendigung des Stückes nach den Spieltischen zurückzog. Dort ging es sehr ruhig zu, obwohl sie von einer dichten Menge umringt waren. Auf jeder der niedrigen breiten Tafeln saß mit untergeschlagenen Beinen ein Banquier und ihm zur Seite hockten zwei Croupiers. Haufen von Kupfermünzen und Packete von Papiergulden lagen vor ihnen. An einigen Tischen ließ der Banquier von einem der Spieler einen Becher mit Bohnen füllen, auf deren gerade oder ungerade Anzahl gesetzt wurde; an andern wurde ein Würfel, dessen 6 Flächen mit chinesischen Charakteren bezeichnet waren in ein unten offenes, oben mit einem Deckel verschließbares Gefäß geworfen. Die Spieler belegten die verschiedenen Sätze mit Streifen Papier, auf denen die Charaktere des Würfels standen und hatten sie, nachdem das Gefäß weggenommen war, das Zeichen der obern Würfelfläche getroffen, so erhielten sie den vierfachen Betrag ihres Einsatzes Nach der lebhaften Theilnahme, sowie nach den bedeutenden Summen zu schließen, die gesetzt wurden, sind die Chinesen leidenschaftliche Spieler, und da es nicht selten vorkommt, daß sie ihr Vermögen diesem Vergnügen opfern, so halten europäische Kaufleute sich gern einen chinesischen Kassirer, der zugleich die Verpflichtung hat, sie auf diejenigen ihrer Landsleute aufmerksam zu machen, die dieser Leidenschaft fröhnen, denn solchen wird kein Kredit gegeben. — Die Chinesen in Batavia werden in ihrem Nationalgefühl verletzt, wenn einer ihrer Landsleute sich als Diener verdingt und selbst chinesische Dienstboten, welche in Begleitung

der Engländer von Singapore herüberkommen, sind genöthigt, ihr dienendes Verhältniß aufzugeben, wenn sie sich nicht ernstlichen Verfolgungen aussetzen wollen.

In Batavia bilden Malaien die dienende Klasse. Als Hausdiener, Köche, Kutscher, als Lastträger und Schiffsführer, als Feld- und Gartenarbeiter erwerben sie reichlich ihren Unterhalt, sind aber schlechte Wirthe, so daß sie es selten zu einigem Vermögen bringen, und oft schon den größten Theil ihres monatlichen Lohns auf Kredit an Waaren bei den chinesischen Kaufmann entlehnt haben. Von ihren Herren werden sie gut behandelt; dennoch wechseln sie dieselben häufig oft nur der Veränderung wegen, wie denn einer dem Herrn, der den Grund seines Weggangs aus dem Dienst wissen wollte, ganz offen gestand, er sei es überdrüssig das Gesicht desselben länger zu sehen. In Handarbeiten sind Männer und Frauen sehr geschickt, von letzteren wurden mir Stickereien in farbiger Seide gezeigt, die mit der äußersten Sorgfalt und Sauberkeit gefertigt waren. Mit ihrer geistigen Cultur sieht es freilich übel aus, zumal da nichts geschieht, um dieselbe zu heben, doch sind sie recht wohl bildungsfähig und besitzen eine lebhafte Auffassungsgabe. Malaien, die längere Zeit in europäischen Häusern dienen, lernen die Sprache der Herrschaft, verbergen jedoch die Kenntniß derselben, weil sie wohl fühlen, daß es der Herrschaft unangenehm ist, wenn ihre Unterhaltung von den Dienstboten verstanden wird. Ein Malaie, Mariam, den Herr Schröder mit sich nach Deutschland genommen und dort zur Schule geschickt hatte, sprach und las das Deutsche nicht nur ziemlich fertig, sondern schrieb auch eine hübsche Hand, so daß ihm sein Herr die Buchführung für die ab- und zugehenden Waaren seines Lagers übertragen hatte. Eben derselbe zeigte nicht gewöhnlichen Sinn für Musik, wie denn meine Knaben außer dem höchsten Beweise seiner Zuneigung, einem Dolche, zwei von ihm selbst gefertigte Instrumente erhielten, eine Flöte aus Bambus und eine zweiseitige Geige, deren Resonanz eine Kokusnuß bildete. Auf beiden wußte er zu spielen und blies auf dem ersteren „Schleswig Holstein" ganz fertig.

Mariam ist übrigens ein Muster seiner Nation; denn obwohl durch seinen Aufenthalt in Deutschland den malaischen Gewohnheiten entfremdet, nahm er sie doch nach der Rückkehr wieder an, kleidete sich wieder malaisch und hatte trotz seiner höheren Bildung den Gehorsam gegen das Ansehn des Vaters bewahrt; denn er nahm aus seiner Hand die ihm bestimmte Frau, die er nach seinem Geständniß nicht liebte, obwohl sie unter allen malaischen Frauen, die ich gesehen habe, die hübschеste Gesichtsbildung hatte. Achtung gegen das Alter ist eine allgemeine Tugend der Malaien, sie geht so weit, daß alte Personen, die keine Angehörigen mehr haben, in den Kampons von den übrigen erhalten werden, und der Tag ihrer Bewirthung von den einzelnen Familien als Festag betrachtet wird.

Mit Ausnahme weniger Aufgeklärter sind sie voller Aberglauben, weshalb auch ihre Priester eine bedeutende Gewalt über sie ausüben und oft unbedingten Gehorsam fordern. Wird in einer Haushaltung eine Sache von Werth gestohlen, so ist das sicherste Mittel das Entwendete wieder zu erhalten, wenn man den Priester ruft und ihn um die Herbeischaffung desselben ersucht. Dieser, durch das in ihn gesetzte Vertrauen geschmeichelt auch wohl durch das Versprechen einer Belohnung angefeuert, weiß die malaische Bedienung so einzuschüchtern, daß sich das Vermißte irgend wo findet, obwohl der Dieb nie namhaft gemacht wird. Wie gefährlich es ist den Befehlen der Priester ungehorsam zu sein, zeigte sich uns an einem Beispiel. Wir bemerkten eine noch nicht alte Frau mit völlig kahlem Kopfe. Unsere gütige Wirthin, immer bereit unsere Neugierde zu befriedigen, fragte nach der Ursach und die Frau erklärte, sie habe nicht thun wollen, was der Priester verlangt hätte, und deshalb seien ihr von Kräutern, die sie im Kopfkissen gefunden habe, alle Haare ausgegangen. In der Bereitung feiner Gifte sollen alle Malaien bewandert sei, es ist daher nicht rathsam, durch ungerechte Behandlung oder muthwillige Verletzung ihrer Vorurtheile ihre Rache herauszufordern. In einer Gesellschaft äußerte der Wirth, er habe große Lust eine Varinga auf sei-

nem Grundstück, die ihm im Wege stehe und durch ihre weithin ausgebreiteten Aeste das Land zu stark beschatte, umhauen zu lassen, obwohl die Malaien den Baum für heilig hielten, da ein Priester darunter begraben liege. Er wurde augenblicklich dringend gewarnt, da sein Vorgänger auf dem Grundstück nur einen Zweig habe abhauen lassen und mit seiner ganzen Familie eines plötzlichen Todes gestorben sei.

Die Tracht der Malaien ist je nach ihren Vermögensumständen mehr oder minder reich. Die Männer haben über ein gestreiftes Beinkleid um die Hüften den Sarron geschlagen, ein Stück Zeug, das bis zu den Knieen hinabgeht. Der Oberköper ist mit eine Jacke bekleidet, die von den Frauen am Kragen und an den Aermelaufschlägen mit künstlicher Stickerei versehen ist und über einer auf der Brust zuweilen durch silberne Nesteln zusammengehaltenen Weste getragen wird; um den Kopf ist ein hellfarbiges Tuch geschlungen, dessen Zipfel auf der Stirn zusammengelegt werden, so daß kleine Gegenstände z. B. Strohcigarren zwischen ihnen wie in einer Tasche getragen werden können. In einem um die Hüften geknüpften Shawl, Sledang, steckt der Kries, ein gekrümmtes nach der Spitze hin breites Messer mit starkem Rücken in hölzerner Scheide, das je nach Umständen auch als Beil gebraucht und von ihnen sehr hoch gehalten wird, so daß sie sich ungern von ihm trennen. Die Frauen haben über den längeren bis zu den Füßen hinabgehenden Sarron das weite Gewand, die Kabeia; der Sledang, in welchem sie die Kinder zu tragen pflegen, geht über Schulter und Brust hinweg und ist auf der rechten Seite zusammengeknüpft. Das Haar, auf dessen Pflege sie große Sorgfalt verwenden, ist glatt gekämmt, in einen Knoten geschlungen und ohne Hülfe der Nadel am Hinterkopfe befestigt. Die Männer gehen barfuß, für gewöhnlich auch die Frauen, doch tragen sie bei festlichen Gelegenheiten oft reich gestickte Pantoffeln. Die Gesichtsbildung der Männer fand ich häufig ausdrucksvoll, zuweilen schön, weniger die der Frauen, auch altern diese früh; denn oft werden Mädchen schon im 12ten Jahre verheirathet. Die Zähne sind durchgängig schlecht, schwarz und

zerfressen, eine Folge des häufigen Kauens von Siri und Betel; doch schwarze Zähne gelten bei ihnen für eine Schönheit und keine Malaierin würde einen Mann mit weißen Zähnen heirathen. —

Unserer Wohnung gegenüber lag eine malaische Garküche. Wir besuchten sie eines Morgens, und obwohl wir nur über die Straße zu gehen hatten, wurde doch ein Diener beordert, meiner Frau einen mächtigen Sonnenschirm über den Kopf zu halten. Die Nahrung der Malaien ist sehr einfach und kann für wenige Deut beschafft werden. Das Hauptgericht ist Reis, und es wird der auf trockenem Felde gewonnene rothe Reis für nahrhafter gehalten, als der weiße. Er wird in Körben über Wasserdämpfen gekocht, und vertritt zugleich die Stelle des Brotes. Fische und kleine an Spießen über Kohlen geröstete Fleischstücke, auch wohl Eier, gebackene Bananen und Früchte bilden die übrigen Bestandtheile der Mahlzeit, die sich jedoch öfter nur auf Reis und Früchte beschränkt. Als wir zurückkehrten wurde unsere Schaulust durch das Eintreffen einer javanischen Bajadere (Topeng) in Anspruch genommen. Es war nämlich am Abend vorher von den Bajaderen die Rede gewesen, die von den Regenten gehalten werden, und wir sollten wenigstens die Leistungen einer öffentlichen Tänzerin kennen lernen. Es wurde ein Teppich ausgebreitet, auf dem sich vier Männer mit verschiedenen musikalischen Instrumenten niederließen. Die Hauptperson, die Tänzerin, war eigenthümlich geputzt. Eine helmartige Mütze mit einem Haarkamm, wie bei unseren Kürassierhelmen, und durch einen silbernen Reif umschlossen, von dem eine Menge bunter Perlenschnüre bis zu den Schultern herabhingen, bedeckte den Kopf. Bunte shwalartige Gewänder wurden von einem breiten metallenen Ring als Gürtel, in welchem vier herabhängende Tücher befestigt waren, zusammengehalten. Ein über die Schultern hinweggehender Shawl vollendete den Anzug. Der Tanz bestand in einer Wiederholung einfacher, zuweilen ziemlich graziöser Bewegungen auf kleinem Raum nach dem Takt der Musik, und wurde abwechselnd von dem Gesange der Tän-

zerin, des Tänzers und des Chors begleitet. Er schien die pantomimische Darstellung der Liebe zu sein. Die Bajadere hatte dabei eine farbige Maske vor dem Gesicht, die sie mehrmals wechselte. Zuerst tanzte sie längere Zeit allein, dann erhob sich der Mann, schmückte sich mit phantastischer Mütze und Maske und beide tanzten sich einander bald nähernd, bald abstoßend oder im Kreise sich um einander bewegend. Zum Schluß trat eine Vereinigung beider ein, indem sie sich zuerst mit der linken, dann mit der rechten, zuletzt mit beiden Händen anfassend auf einer Stelle im Kreise herumdrehten. Die Musik, durch Fidel, Trommel und metallene Becken verschiedener Größe, die mit hölzernem Klöppel geschlagen wurden, hervorgebracht, war nicht unangenehm, und schien sich dem Inhalte des Gesanges anzupassen, denn Piano wechselte mit Forte, Adagio mit Andante. Die Fidel war ein citherähnliches Instrument, unsere Bratsche im Kleinen; die Trommel, länglich und nach einer Seite verjüngt, wurde auf der breiten Seite mit dem Klöppel auf der schmalern mit den Fingern oder der ganzen Hand geschlagen; drei kleine metallene Becken, auf einem Positiv ruhend, gaben einen hübschen Dreiklang, ein größeres war an einer Bambusstange aufgehängt, die nachher dazu diente den ganzen Apparat zu tragen. Wie bei uns zur öffentlichen Musik ein zahlreiches älteres und jüngeres Publikum herbeiströmt, so auch hier; selbst ambulante Erfrischungsbuden hatten sich eingefunden und Alles war Auge und Ohr. Mir fiel auf, daß mehrere von den Kindern schon rauchten, und andere, jüngere, Schellen an den Füßen trugen. An dem Geläute derselben sollen die Mütter sie wiederfinden, wenn die Kleinen in den Campons herumkriechen. —

Während die Chinesen das Schauspiel besuchen, ergötzen die Malaien sich am Schattenspiel, das ebenfalls öffentlich zum Besten gegeben wird nud von dem die Musik öfters bis tief in die Nacht hinein zu uns herübertönte. Einem dritten Genuß geben sich nur Einzelne hin und theilen die Leidenschaft für denselben mit den Chinesen: sie rauchen Opium. — Den Verkauf des Opiums hat sich die Regierung vorbe-

halten; und es erwächst ihr daraus ein bedeutender Gewinn denn trotzdem, daß der Preis desselben sehr hoch ist, und eine Kugel, die ungefähr sechs Pfeifen giebt, einen Gulden kostet, wird doch viel Opium verbraucht. Die Pfeifen haben statt des Kopfes eine nach oben gebogene Röhre, auf die Oeffnung derselben wird eine kleine Opiumkugel gelegt, und in zwei bis drei Zügen der Dampf derselben eingesogen. Die zuerst aufregende später, furchtbar entnervende Wirkung des Opiums ist bekannt, da aber zumal bei dem hitzigen Charakter der Malaien Opiumberauschte in ihrer Trunkenheit leicht gefährlich werden können, so führen die zahlreichen nächtlichen Wachposten eine lange hölzerne Gabel, die mit Widerhaken versehen ist, so daß sie einen solchen Berauschten mit Leichtigkeit festhalten und unschädlich machen können. Dieselben Posten verkünden auch die Stunden in der Nacht, indem sie mit einer Keule auf einen in den offenen Wirthshäusern hängenden, ausgehöhlten, länglichen Klotz schlagen. Eine andere Sicherheitsmaßregel besteht darin, daß mit dem Eintritt der Dunkelheit Jedermann auf der Straße eine Fackel tragen muß. Solche Fackeln sind daher in jeder Haushaltung vorräthig, sie werden aus trockenen, dünngespaltenen Bambusstäben gemacht, die von einem Ringe umschlossen sind, so daß man durch Vor- und Zurückschieben desselben die Flamme dämpfen oder hell auflodern lassen kann. —

Die Sprache der Malaien ist sehr wohlklingend und leicht zu erlernen. Sie wird von Europäern und Chinesen gesprochen und die Kinder der ersteren kennen gewöhnlich keine andere, zumal da jedes derselben eine malaiische Wärterin oder Babu hat, und die kleinen Malaien auf dem Erbe ihre Spielgefährten sind. Es that uns sehr leid, uns mit den niedlichen Kindern Herrn Schröders nicht unterhalten zu können und die oft komischen Bemerkungen der drolligen Johanne nicht zu verstehen. Die mangelhaften Schulen Batavias, sowie die Nothwendigkeit, die Kinder dem schädlichen Einfluß der malaiischen Bedienung zu entziehen, veranlaßt die Eltern sie schon früh nach Europa zu schicken, von wo sie oft erst als Jünglinge und Jungfrauen zurückkehren. Die

Anlage einer bedeutenderen Erziehungsanstalt war im Werke, der Dirigent aber nach Europa gereist, um von dort geeignete Lehrkräfte herüber zu holen; sonst hätte ich wohl dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche nachgegeben und versucht eine Beschäftigung an derselben zu erhalten. —

Die Zeit unseres Aufenthalts in Batavia näherte sich ihrem Ende. Wir waren während derselben fast täglich durch zarte Aufmerksamkeiten unseres freundlichen Wirthes, seiner herzigen Gattin und der ihnen befreundeten Deutschen überrascht. Nicht nur daß unsere Knaben bei einem derselben, Herrn Baupel, eine liebevolle Aufnahme gefunden, und sich in dessen Hause ganz glücklich fühlten, Herr und Madame Schröder waren auch unablässig bemüht, jeden unserer Wünsche zu befriedigen, so daß ich den Meinigen Vorsicht im Aussprechen derselben zur Pflicht machte. Kein ernster Unfall trübte diese glücklichen Tage; ein Fieberanfall, der mich heimsuchte, wurde schon nach drei Tagen durch strenge Diät, Arengzucker mit Tamarindensaft und eine starke Portion Chinapillen beseitigt, und körperlich gekräftigt, geistig erquickt, durch die innige Theilnahme, die wir hier bei Fremden gefunden, erhoben und mit neuer Hoffnung für die Zukunft erfüllt sahen wir dem Tage der Abreise entgegen. Er erschien. Von den lieben lieben Freunden bis zum Canal begleitet bestiegen wir nach raschem, schmerzlichen Abschied am Abend des 27. Juli das Boot, um nach dem Schiffe zurückzukehren. Von den Freunden waren wir getrennt; doch die Zeichen ihrer Liebe begleiteten uns. Wie hatten sie gesorgt, uns mit Allem zu versehen, was zur Annehmlichkeit einer Seereise beitragen kann! Früchte, Backwerk, Kisten mit Vorräthen waren für uns, ohne daß wir es wußten, an Bord geschafft und selbst seinen Lehnstuhl hatte Herr Baupel für unsere Bequemlichkeit geopfert; Grund genug für uns, stets mit dankbarem Herzen der Lieben in Batavia eingedenk zu sein. —

XII. Abschnitt.

Reise von Batavia nach Bremen. (Auszüge aus meinem Tagebuche.)

28. Juli. Gott sei Dank, die erste Nacht auf dem Schiffe ist vorüber! Sie war nicht gerade angenehm; das harte Lager, der beschränkte Raum, die spärlich erleuchtete, dunstige Cajüte, der schmale Abschlag für mich und die beiden Knaben, in welchem kaum zwei Personen, viel weniger drei Platz hatten, bildete einen zu starken Contrast mit Batavia, als daß wir uns sogleich hätten behaglich fühlen sollen; doch es wird besser werden, und in einigen Tagen werden wir uns an das Schiffsleben gewöhnt haben. Um 6 Uhr wurden die Seegel ausgespannt und geführt von dem Capitain des Atlas, eines für denselben Rheder fahrenden Schiffes, sowie von dessen Matrosen bedient, verließ die Livonia die Rhede von Batavia. Das Herausbringen eines befreundeten Schiffes ist eine Artigkeit, auf die Seitens der Capitaine großer Werth gelegt wird. Mit einem dreimaligen Hurrahruf verließ uns die Mannschaft des Atlas, in gleicher Weise wurde er von uns beantwortet.

30. Juli. Wir haben zwei Tage gebraucht, um durch die Sundastraße zu kommen. Malaiische Böte begleiteten uns wieder und der Capitain kaufte von ihnen Pisang und Ananas, während wir durch den Ankauf eines Affenpaars unsere Menagerie vermehrten. Unser Schiff sieht aus wie eine Fruchtbude; denn an verschiedenen Orten besonders am Hintertheil hangen Bananen, Ananas, Kürbis und Pampelmus. Letztere sind dickschaalige, apfelsinenartige Früchte von der Größe eines Menschenkopfes, und mich soll wundern, wie lange sie sich halten werden. Das Schiff ist schwer beladen und geht tief im Wasser; es schwankt daher weniger, aber die Wellen schlagen häufig über seinen Bord, und wer nach dem Vordertheile geht, ist vor einem Sturzbade nicht sicher. Es zeigen sich leise Symptome der Seekrankheit. —

3. August. Heute war ein doppelter Festtag. Der Capitain feierte seinen Geburtstag, und zu Ehren desselben wehete die große Bremer Flagge. Wir begingen zugleich den Namenstag eines unserer Batavischen Freunde und gedachten seiner mit herzlichen Segenswünschen Ein Geschenk von einigen Flaschen Wein, das ich zur Feier des Tages den Matrosen machte, wurde von ihnen mit um so größerer Freude aufgenommen, als sie auf der ganzen Reise keine spirituösen Getränke erhalten. — Der schon seit zwei Tagen wehende Passat fördert unsere Fahrt nach Wunsch und wir fangen zum Aerger des Capitains an zu berechnen, wann wir wohl in Europa eintreffen können.

11. August. Zwar bietet das einförmige Schiffsleben nicht jeden Tag etwas Interessantes, doch wird uns die Zeit nicht lang. Die Sorge für die Affen, Papageien, Reisvögel Tauben und die kleinen bengalischen Vögel nimmt einen Theil in Anspruch, theils giebt es anderweitige Unterhaltung Die Knaben fertigen aus spanischem Rohr, das einen Theil der Ladung ausmacht, Vogelbauer; zuweilen treiben wir zusammen Englisch; es wird täglich gebadet, und der Abend ist da, ehe man es denkt. Unter dem 16° der Breite sahen wir den ersten Albatros wieder; bald wird uns eine geflügelte Schaar begleiten, denn auch Kaptauben stellen sich schon ein. Ein Walfisch umkreiste heut das Schiff, sich mehrmals in seiner stattlichen Größe präsentirend; ein fliegender Fisch machte uns das Vergnügen seiner näheren Bekanntschaft, indem er uns an Bord besuchte. Gestern bekam uns der Genuß von Nüssen, die wir aus Batavia mitgenommen hatten und die dort von den Malaien häufig gegessen werden, sehr übel, so daß sich die Knaben übergeben mußten und selbst mir bis zum Abend sehr unwohl danach war.

Freitag, 21. August. Wir haben den Wendekreis schon seit einigen Tagen passirt, doch der Passatwind, der hier aufhören sollte, hält zu unserer Freude an, und wir kommen rasch vorwärts, da das Schiff im Durchschnitt sechs geographische Meilen in vier Stunden zurücklegt. Unsere Hoffnung die Insel Mauritius zu sehen, wird nicht erfüllt; der Capi-

tain hält auf die Südspitze von Madagaskar zu, um dort eine Strömung zu benutzen, die uns dem Cap zuführen soll. Am Sonntag früh sahen wir rings um das Schiff Walfische zahlreiche Wasserstrahlen emporspritzen. Einem derselben, einem Burschen von 60 Fuß Länge, kamen wir so nahe, daß wir ihn bequem beobachten konnten. Erst als wir noch ungefähr 30 Schritt von ihm entfernt waren, erhob er den riesigen Kopf um mit ihm voran in die Tiefe hinabzufahren, wobei die mächtige Schaufel (der Schwanz) sich hoch aus dem Wasser emporhob. Ein einziger Fisch soll oft vier bis fünf Tausend Thaler eintragen, wie der zweite Steuermann, der früher auf den Walfischfang gefahren hatte, versicherte. Nach einigen naßkalten, regnigten Tagen ist wieder heiteres Wetter eingetreten, so daß ich selbst des Nachts auf dem Deck zubringen kann; doch habe ich, da die Ladung sich etwas gesenkt hat, auf den Reissäcken im Zwischendeck ein Plätzchen gefunden, zu dem ich mich, wenn ich von meinem Lager auf dem Deck durch überschlagende Wellen vertrieben werde, zurückziehe.

29. August. Selten läßt man an Bord eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, die geeignet ist, das tägliche Einerlei zu unterbrechen, daher wurden die in dieser Zeit fallenden Geburtstage meiner Tochter J. und der Frau des Capitains ebenfalls festlich begangen. Am ersten wurde das Festkind durch ein Charivari der Geschwister geweckt, ihm zu Ehren wehete die russische Flagge, und ein neuer Beweis der Theilnahme unserer lieben Wirthe in Batavia überraschte es; denn der erste Steuermann überreichte eine ihm übergebene Kiste, die außer einem reichen Geschenk auch einige Flaschen Champagner enthielt, also uns die Mittel zur solennesten Feier des Tages darbot; am letzteren steigerte ein den ganzen Tag anhaltender ausgezeichneter Wind die gute Laune des Capitains, der nach langer Trennung von seiner Familie die Wiedervereinigung mit ihr innigst herbeisehnte. Der Wind wurde gegen Abend so heftig, daß wir nur noch vier Segel führten und dennoch 9 Knoten liefen. Die Athmosphäre war mit elektrischem Stoffe erfüllt, der sich nicht nur

in starken Blitzen, sondern auch in dem wahrhaft feenhaften Leuchten des Meeres bemerkbar machte. Nicht nur eine Anzahl kleiner Funken, sondern ganze Feuerballen tauchten auf, und wenn, was diesen Abend häufig geschah, Wellen über Bord kamen, so schien es, als ob Tausende von glühenden Kohlen umhergestreut würden. Die Nacht war für mich sehr unruhig. Das Rollen des Schiffes, die Hitze des Zwischendecks ließen mich nicht schlafen; ich stand um Mitternacht auf und staunte statt des kurz vorher wehenden günstigen Windes fast Windstille zu finden. Eine warme Luft strömte mir von der Küste Afrikas her, die in einer Entfernung von 15 Meilen uns zur Seite lag, entgegen. Zuweilen wurde die lautlose Stille durch fernes, dumpfes Brausen unterbrochen. Es war das noch immer stark aufgeregte Meer hinter uns, das zu grollen schien und uns noch zuweilen eine Ladung sandte, denn von Zeit zu Zeit rückte eine mächtige haushohe Welle heran. Ein unheimliches Gefühl überkam mich, wie der Soldat wohl haben muß, der einem unsichtbaren Feinde, auf dessen Angriff er jeden Augenblick gefaßt sein kann, gegenüber steht. — Am Morgen flog ein Fisch in die offenstehende Küche fast in die Hände des Kochs, der ihn freundlich aufnahm und am Abend auf die Tafel brachte. Eine andere Merkwürdigkeit zeigte sich, während wir bei Tische saßen, und verursachte eine allgemeine Bewegung. Eine große Schildkröte, mehrere Fuß im Durchmesser haltend, schwamm nämlich längs dem Schiffe, wahrscheinlich der Küste Afrikas zu, und es sah komisch aus, wie sie, mit den Füßen rudernd, neugierig den Hals ausstreckte, um uns, die wir gern näher mit ihr bekannt geworden wären, verwunderungsvoll anzuschauen.

Freitag den 6. September. Seit Sonntag haben wir Sturm und Regen. Das ginge noch an, wenn nur der Wind günstig wäre; aber wir sind heute auf derselben Stelle, wo wir vor fünf Tage waren. Dabei ist es empfindlich kalt, so daß unsere Menagerie trotz aller ihr gewidmeten Sorgfalt sich täglich vermindert. Auch auf die Stimmung des Capitains scheint die ungünstige Witterung Einfluß zu üben und

ein zwischen ihm und dem zweiten Steuermann ausgebrochener Streit dient nicht dazu, sie zu verbessern. Eins der von Batavia mitgenommenen Schweine wird geschlachtet, wir haben also Aussicht frisches Fleisch zu erhalten.

8. September. Der Wind ist günstig, obwohl schwach. Ein englischer Schoner hält auf uns zu und will sich mit uns unterhalten; wir haben jedoch keine Signalflaggen an Bord und können seine Frage nicht beantworten. Ein Afrikaner bringt uns Grüße vom Lande; ein kleiner Landvogel hat sich nämlich bei uns eingefunden, vielleicht daß wir ihn gegen Abend fangen. Eine merkwürdige Art Seegewächs, das die größte Aehnlichkeit mit einem starken verschlungenen Tau hat, ist schon mehrmals am Schiffe vorübergeschwommen. Nach Tische bewundern wir mancherlei kleine Seethiere, von denen das Wasser ganz erfüllt ist, auch gelingt es uns einige aufzufischen, um sie in einer Flasche mit Wasser aufzubewahren. Es ist völlige Windstille eingetreten, und wir haben Muße ein naheliegendes Fahrzeug zu betrachten. Nach mancherlei Vermuthungen über seine Bestimmung erweist es sich als einen Südseefahrer: denn wir bemerken den ausguckenden Matrosen an seinem Top; bald hißte es auch die Flagge, die der nordamerikanischen Freistaaten, und begrüßte uns durch dreimaliges Aufziehen derselben, welche Artigkeit von unserer Seite in gleicher Art erwiedert wurde. Kurz darauf wurde ein Boot herabgelassen, wir sollten Besuch erhalten; der Capitain kam zu uns an Bord und wurde von dem unsrigen in der Cajütte empfangen. Das Boot, in welchem er gekommen, war ganz zum Wallfischfang ausgerüstet und mit Harpunen, Speeren, einem Gefäß zum frischen Wasser, nebst einem Compaßbehälter versehen. Die Leute waren schon drei Jahre von der Heimath fort, hatten an den Küsten Australiens gefischt, jetzt beinahe volle Ladung und befanden sich auf dem Rückwege. Unsere Vermuthung, daß der Capitain von uns Lebensmittel haben wolle, erwies sich als falsch, denn er hatte erst vor 26 Tagen Mauritius verlassen. Gern hätten wir eine Harpune erhandelt, es gelang uns jedoch nicht. Gegen Abend kehrte der Capitain zurück, rief uns jedoch bald da-

rauf zu, sein Schiff gehorche dem Steuer nicht mehr, wir möchten doch weiter von ihm weg zu kommen suchen. Die Schiffe rückten nämlich immer mehr auf einander los, und es war Gefahr vorhanden, daß sie zusammenstoßen würden. Leider befanden wir uns in derselben Lage, es blieb daher nichts übrig, der Amerikaner bemannte seine Böte und ließ unser Schiff von ihnen eine Strecke weiter bugsiren. — Der Abend war prachtvoll, der sternenbesäete Himmel von wunderbarem Glanze und das Meer so stark phosphorescirend, wie ich es nie zuvor gesehen, eine Erscheinung, die wahrscheinlich mit der ungeheueren Masse von Seethieren, die wir am Tage beobachtet hatten, zusammenhing. Goßen wir einen Eimer Wasser in das Meer, so war es, als ob Massen blitzender Diamanten ausgeschüttet würden, im gleichen Brillantfeuer leuchtete das Meer auf der Bahn des Schiffes Erst spät konnten wir uns von dem wundervollen Anblick losreißen.

9. September. Der Wind ist günstig, wir sind an der Südwestspitze Afrikas. Vor uns fährt der Nordamerikaner, St. Helena ist sein nächstes Ziel, und wie es scheint, will auch unser Capitain dorthin, obwohl er noch ein Geheimniß daraus macht. Nachmittag sahen wir ganz deutlich die nach dem Innern des Landes zu terrassenförmig sich erhebenden blauen Gebirge des Caps der guten Hoffnung und begrüßten den atlantischen Ozean.

13. September. Dem zweiten Steuermann ist es doch geglückt, von den Matrosen des Wallfischfängers eine Harpune einzutauschen; sie kommt uns zu gute; denn es sind in diesen Tagen mit ihr mehrere Fische erlegt, und wir dadurch reichlich mit frischem Fleische versorgt. Eins der erlegten Thiere war ein tragendes Weibchen, wir fanden ein vollkommenen ausgewachsenes Junge bei ihm und bedauerten keinen Spiritus an Bord zu haben, um es aufbewahren zu können. Die Albatros und Captauben haben uns verlassen, statt ihrer schwärmen Schaaren von silbergrauen Möven in der Nähe des Schiffes, und eine braune Seeschwalbe tanzt auf der Oberfläche des Wassers umher und bewegt sich so

graziös, daß wir sie Fanny Elsler taufen. Von den Möven behauptet der Steuermann, daß sie sich in der Nähe von Walfischen aufhielten, da sie sich von Thieren, die sich oft in großer Menge auf denselben finden sollen, nährten, und deshalb auch von den Matrosen Walvögel genannt würden. Wohl möglich, wenigstens wurden heute wieder mehrere Walfische bemerkt. Den originellsten Anblick gewährte uns eine Heerde von 50 bis 60 Stück sogenannter Butsköpfe, schwarzer, ungfähr 12 Fuß langer Fische, die spritzend, schnaubend und übereinander hinstürzend, auf das Schiff losstürmten.

21. September. Wir haben seit drei Tagen Windstille. So unangenehm dies auf der einen Seite ist, besonders für solche, die mit Ungeduld einem nahen Punkte (wir sind nicht weit von St. Helena) entgegensehen, so interessant wird sie auf der anderen Seite durch vielerlei merkwürdige Erscheinungen, zu deren Beobachtung man nicht nur hinlängliche Zeit hat, sondern die auch nur bei ganz ruhigem Meere auftauchen. — Wir saßen ruhig bei einer Parthie Whist in der Cajüte, als plötzlich der Ruf: Hayfische! vom Verdeck erschell. Wir eilten hinauf und fanden den Obersteuermann schon mit der Angel beschäftigt. Eine ganze Hayfischfamilie war eingetroffen; wir bemerkten zwei größere und zwei kleinere, die das Schiff umkreisten, sich aber vorzugsweise am Steuer aufhielten, zuweilen bis an die Oberfläche des Wassers kommend, so daß die Rückenflosse heraussah, zuweilen in die Tiefe hinabgehend, so daß ihre gefleckten Körper aus einer Entfernung von 40 und mehr Fuß heraufglänzten. Jetzt wurde der starke, an einer Kette befestigte und mit einem tüchtigen Stück Speck versehene Angelhaken hinabgelassen, und es dauerte nicht lange, so hatte eins der größeren Thiere angebissen. Der Jubelruf: Hol in! erscholl; doch wir hatten zu früh gejubelt, der Haken bog sich gerade und der Bursche entschlüpfte. Nichts destoweniger blieben die andern in der Nähe der wieder hinabgelassenen Lockspeise, oder wurden vielmehr von den reizenden zebraähnlich gestreiften Piloten immer von Neuem herbeigeführt; denn man sah letztere mehrmals von dem Speck zu den Hayfi-

schen, gleichsam Rapport abstattend, zurückkehren. Endlich ließ sich der zweite der größeren Gesellen, nachdem wir dreimal zu früh angezogen hatten, zum vierten Male verleiten, die lockende Speise zu verschlingen. Diesmal hielt der Haken fest und glücklich wurde die Beute auf das Deck geschafft. Hier waren schon vorher, Affen und Vögel mit weiser Vorsicht aus dem Bereich seines Rachens hinweggebracht worden; dennoch sollte er ein Unglück anrichten. Zamba, der wachsame Schiffshund, der Liebling der Mannschaft, stürzte herbei, um den neuen Schiffsgast nach Gebühr zu empfangen; allein sein muthiges Gebell verwandelte sich plötzlich in ein klagendes Gewinsel. Das Ungeheuer hatte seinen Schwanz gepackt und nur mit Zurücklassung des größten Theils desselben konnte sich der Aermste befreien. Während der eine Theil der Schiffsmannschaft dem Hay durch Abhauen des Schwanzes den Garaus machte, suchte der andere das rinnende Blut des armen Zamba zu stillen, was auch endlich durch Theer, Essig und Unterbindungen gelang, worauf die Wunde sorgfältig verbunden und mit Wundbalsam beträufelt wurde. Bei allem Unglück noch ein Glück: der Hay hatte kunstgerecht gestutzt und dem Schwanze gerade die Länge gelassen, die ein gestutzter Hundeschwanz haben muß. Da es schon zu spät war, den Hay noch auszunehmen, wurde er auf die Leeseite des Schiffes hingelegt; doch bald roch das ganze Schiff nach ihm. —

Wir waren indeß zu unserer Parthie zurückgekehrt; sollten sie jedoch nicht ungestört beendigen. Der Ruf: kommt herauf, wir haben ein merkwürdiges Thier gefangen! lockte uns wieder auf das Deck. Dem Steuermann war es gelungen, ein im herrlichsten Glanze strahlendes Thier aus dem Meere heraufzuziehen. Es hatte die Gestalt eines fußlangen, hohlen Cylinders von 2 Zoll im Durchmesser und bestand aus einer weißen, durchschimmernden Masse. In der Nähe des Steuerruders, sonst nirgends, sahen wir eine größere Anzahl derselben, konnten aber keines zweiten Exemplars habhaft werden.

22. September. Am Morgen wurde der Hay aus-

geweidet. Der Magen enthielt außer einigen Quallen viele Stücke von Polypen, einen zwei Fuß langen Schuppenfisch und ein Stück Werch. Gebiß und Rückgrat hatte ich mir ausgebeten und reinigte Beides im Laufe des Vormittags, nachher beeilte ich mich, eine Art Ketscher zu machen, um, falls die Windstille anhielt, Seethiere damit zu fischen; auch gelang es uns einige Quallen zu erreichen, die in einem Eimer mit Seewasser aufbewahrt wurden. Mittag gab es gebratenen Hayfisch. Das Gericht, obwohl delikat aussehend, wollte doch nicht munden und flößte besonders meiner Frau und den Töchtern einen unüberwindlichen Ekel ein. Nach Tische hatte Johannes den präparirten Kopf eines Schweinfisches über Bord gehängt, als plötzlich ein großer Hay auf diesen losfuhr. Auf unsern Ruf eilte die ganze Schiffsmannschaft herbei, Angel und Harpune wurden herbeigebracht, und Alles war gespannt, ob wir uns des Thieres bemächtigen würden. Der Hay näherte sich von drei Piloten begleitet dem schnell ausgeworfenen Köder; schien aber zum Anbeißen wenig Lust zu haben, sondern schwamm, ohne von dem Lärmen auf dem Schiffe im Mindesten erschreckt zu werden, hart am Schiff und dicht an der Oberfläche des Wassers nach dem Bugspriet. Dort war am Morgen der Rest eines Schweinfisches ins Wasser gehängt, und ein Matrose eilte hinaus, um das Fleisch in demselben Augenblick aufzuheben, als der Hay darauf losschoß. Obgleich der Matrose ihm das schwere Stück mehrmals auf den Rücken warf, ließ sich der Hay dadurch doch nicht irre machen, und verließ erst, nachdem das Fleisch gänzlich entfernt war, den Bugspriet, um nach dem Steuer zurückzukehren. Hier erwarteten ihn Angel und zwei Harpunen; allein fast schien es, als wenn alle Zurüstungen vergebens gemacht wären. Lange spielte er bald in größerer, bald in geringerer Entfernung um das Schiff, schon gaben wir die Hoffnung auf, doch plötzlich fuhr er, als ob er endlich zum Entschluß gekommen wäre, rasch auf die Lockspeise zu, warf sich auf den Rücken und verschlang sie. Ein rascher Zug mit der Leine, er war gefangen. Um sich seiner noch mehr zu versichern, wurden ihm zwei Harpunen in den Leib

geworfen, ein Tau um den Körper gelegt, und er hierauf an Bord gezogen. Das Thier hatte bereits viel Blut verloren, denn eine Harpune legte die Eingeweide blos; dennoch schlug es furchtbar um sich und zeigte eine Lebenskraft, die uns alle in Erstaunen setzte. Selbst nachdem ihm der Zimmermann den Schwanz abgehauen hatte, war es noch nicht rathsam ihm ohne Vorsicht nahe zu kommen. Der Hay war zehn Fuß lang, maß also zwei Fuß mehr, als der gestrige. Da alle neugierig waren, was er in seinem Magen haben würde, so wurde er sogleich geöffnet; doch wir fanden Nichts und wunderten uns um so mehr, daß er so lange der Lockung widerstanden hatte. Meiner Tochter C. Aufmerksamkeit wurde durch die eigenthümlich gestaltete Milz gefesselt, sie ließ sich dieselbe einhändigen und steckte sie, um sie zu reinigen, in den Eimer, in welchen wir am Mittag die Quallen gesetzt hatten. Plötzlich erhob sie ein Klagegeschrei. Sie war einer der Quallen zu nahe gekommen, und in Folge dessen brannte ihr die Hand wie Feuer. Anfänglich wollte ihr Niemand recht Glauben beimessen, daß sie so bedeutende Schmerzen leide; erst das Erscheinen ziemlich großer Blasen erregte einiges Mitgefühl, obwohl selbst die rinnenden Thränen es nicht zu bedeutend steigerten. Nach einigen Stunden war übrigens der Schmerz vorüber. —

24. September. Großer Waschtag. Da wir in St. Helena frisches Wasser einnehmen, so hat der Capitain süßes Wasser zur Wäsche bewilligt und Passagiere und Matrosen sind eifrigst damit beschäftigt. Ich versuche meine und der Knaben Beinkleider nach Schiffsmanier zu waschen, d. h. sie auf das Deck auszubreiten und mit Seife und Wasser auszubürsten, doch kann ich mich eben keines glänzenden Erfolges meiner Arbeit rühmen. Unsere Wäsche hat übrigens durch die verschiedene Behandlung, die sie erfahren, sehr gelitten. In Rio de Janeiro wurde sie mit Steinen geklopft, in Australien durch Soda zerfressen, in Batavia auf Waschtischen zerschlagen, und die Behandlung auf dem Schiffe scheint ihr auch nicht recht zuträglich zu sein.

26. September. Wir sind alle mit Schreiben beschäf-

ligt. Vielleicht erreichen wir morgen schon St. Helena; von dort ist Gelegenheit über das Cap nach Batavia und dahin soll ein Briefpacket abgehen.

27. September. Schon um acht Uhr früh glauben wir St. Helena zu sehen, eine Bark uns zur Seite fährt eben dahin. Endlich tauchen in der Entfernung von 6 Meilen zwei Kuppeln auf, immer mehr und mehr tritt das zakkige Eiland hervor, doch erst Nachmittags 5 Uhr sind wir demselben bis auf tausend Schritt nahe gekommen. Heute werden wir kaum noch an das Land gehen können, denn die Rhede liegt auf der Nordseite der Insel, wir haben also noch ein gutes Stück derselben zu umfahren. Vor uns erheben sich die steilen dunklen Felsmassen, an ihrem Fuße schäumt die Brandung, in sie hinein führen größere und kleinere Höhlen, wie es scheint der Aufenthaltsort zahlreicher Möven, die man von allen Seiten ihrem Nachtquartier zueilen sieht. Die einzelnen Felsspitzen sind kahl; nirgends eine Spur von Vegetation, auf einigen der höchsten erblicken wir Signalstangen aufgerichtet, früher wahrscheinlich dazu dienend, die Annäherung eines Schiffes anzukündigen. — Die Ostseite der Insel ist umfahren, wir biegen zur Nordseite ein und überblicken die Rhede von Jamestown, auf der an 20 Schiffe vor Anker liegen. Die Höhen und Vorsprünge der Felsen sind mit Batterien und Festungswerken besetzt, die zuweilen wie Schwalbennester an den Felsen hangen. An den steilen Felsenwänden führen Wege im Zickzack von einer Bastion zur andern. Zwei Schluchten senken sich bis zum Meere hinab und bilden die einzigen Landungsplätze der Insel, die eine ist jedoch durch eine aufgeführte Batterie verschlossen, in der andern liegt der Hauptort der Insel, Jamestown. Es ist dunkel, bevor wir die Anker werfen; in der Stadt und in der auf dem westlichen Felsen liegenden Festung zündet man schon Lichter an. Ob die Hochebene rechts von uns wohl Longwood sein mag? Hat er dort wohl gewohnt, wo umgeben von niedrigem Gebüsch noch einzelne Gebäude sichtbar sind? Vergebens fragten wir und mußten uns bis zum andern Tage gedulden.

29. September. Gestern war einer der interessantesten Tage unseres Lebens. Am Morgen waren wir früh auf, die meisten Schiffe hatten die Rhede verlassen und den günstigen Wind benutzend ihren Weg fortgesetzt. Der Capitain erhielt Nachricht, daß unser Südseefahrer, der uns am Cap besuchte, einen Tag vor uns hier gewesen sei und freundliche Grüße zurückgelassen habe. Bald kamen Böte vom Lande heran Schiffsmakler führend; doch warteten sie, bis der Arzt erschien, und mit ihm betraten vier Engländer das Schiff, von denen der eine ziemlich gut deutsch sprach. Besonders aber unterhielt sich mit uns ein ältlicher Herr, wie es sich später erwies, der norwegische und schwedische Consul Carrol. Er war schon lange Zeit auf St. Helena, hatte Napoleon landen sehen, und man kann sich denken, wie interessant uns seine Unterhaltung war, zumal da er uns mehrere uns ebenso neue als merkwürdige Züge aus dem Leben Napoleons mittheilte. Nur einen erwähne ich. Uns zur Seite lag die Belle Alliance. „Sehen Sie, sagte Mr. Carrol" das Schiff dort lag gerade auf der Rhede an dem Tage, als Napoleon beerdigt wurde, und merkwürdiger Zufall: an demselben Morgen langte auch der Waterloo an. Die Matrosen des letztern hatten Erlaubniß erhalten, an das Land zu gehen, und denken Sie Sich den Eindruck, den es auf alle Anwesende machte. Nachdem der Sarg in die Gruft hinabgesenkt war, blickt auch ein anwesender Matrose hinunter, und Waterloo (die Matrosen tragen den Namen ihres Schiffes an den Hüten) war der letzte Gruß, der dem Geschiedenen in das Grab folgte. — Mr. Carrol lud uns mit großer Freundlichkeit ein, mit ihm an das Land zu gehen, was mit Dank angenommen wurde. Gerüstet waren wir und so eilten wir das Boot zu besteigen, das uns nach dem Gegenstande unserer sehnsüchtigen Wünsche bringen sollte. Wir landeten an derselben Stelle, wo Napoleon gelandet war, einer kleinen Treppe, die am Fuß des östlichen Felsens in das Meer hineingeht, gingen dann auf einem breiten Wege, der dadurch entstanden war, daß man den Felsen bis zur Sohle gesprengt hatte, der Stadt zu, und gelangten bald über eine Zugbrücke

an Kanonen und Mörsern vorüber zum Thore von Jamestown. Die Stadt liegt in einer schmalen Senkung zwischen zwei 600 Fuß hohen, ziemlich steilen Felsen, die sich nach dem Meere zu abdachen, plötzlich aber senkrecht abgeschnitten sind. Durch das Thor tretend befanden wir uns auf einem ziemlich großen, freien Platze. Links am Thore lag das Haus des Gouverneurs mit einem freundlichen, terrassenförmig sich erhebenden Garten, vor uns eine niedliche Kirche, ringsum hübsche massive, zwei Stockwerk hohe und meist mit Oelfarbe angestrichene Häuser. Der Platz verengt sich nach Süden und läuft in zwei schmale Straßen aus, von denen die rechts nach der Citadelle, die links in das Land hineinführt. Die Hauptfestung liegt am Rande des westlichen Felsens, und zu ihr führt nicht nur eine 636 Stufen enthaltende schnurgerade Treppe, sondern auch ein breiter, nach dem Abhange zu von einer Mauer geschützter Fahrweg. Mr. Carrol führte uns in seine freundliche Behausung, und wir fanden es daselbst nett und zierlich, wie wir es in Zimmern begüterter Engländer von Australien her gewohnt waren; den Tisch mit Büchern geziert, den Fußboden mit Teppichen und Matten bedeckt. Unter den Büchern fanden sich einige Albums mit Pflanzen aus Amerikas interessanten Gegenden, z. B. vom Niagarafall; denn unser Wirth hatte eine zahlreiche Familie und verheirathete Kinder in London und New-York.

Mr. Carrol suchte Alles hervor, um uns den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen. Bald erschienen Früchte, und wir erstaunten, unsere deutsche Brombeere neben der Capschen Stachelbeere, der amerikanischen Guava und der chinesischen Lockward zu finden; dann zeigte uns unser Wirth die Schriftzüge der Königin Victoria, Palmerstons und des Königs Oskar von Schweden, und führte uns endlich zum Frühstück, nachdem er vorher nach einem Wagen geschickt hatte, der den Capitain, meine Frau und Töchter nach Longwood bringen sollte. Ich zog es vor mit den Knaben zu gehen einmal, um die Merkwürdigkeiten der Insel in Augenschein nehmen zu können, dann aber auch der Ersparung wegen; denn ein Wagen für vier

Personen kostete 4 L. Sterling, ein Reitpferd 1 L. auf vier Stunden. Nach dem Frühstück, das ganz im englischen Stil und mit allem dieser Nation eigenen Comfort ausgerüstet war, machten wir uns auf den Weg. Derselbe führte an der Seite des Felsens hinauf und war ebenfalls durch eine Mauer geschützt. Unter uns erblickten wir die Stadt, welche sich in der Senkung hinerstreckte. Einzelne Gebäude z. B. die Wohnung der Offiziere sowie die dabei liegende Caserne mit ihren für den beschränkten Raum umfangreichen, reinlichen Höfen waren ziemlich bedeutend. Uebrigens war jeder Platz benutzt, und das Auge erfreuten zierliche Gärten, aus denen auch einzelne Palmen emporragten. Weiterhin lagen die Häuser mehr vereinzelt und umgeben von saftigem Grün. Aus der Tiefe herauf hörten wir das Rauschen eines Baches und sahen ihn in einer Schlucht einige hundert Fuß senkrecht herabstürzen. Die Abhänge der Felsen waren theils kahl, theils mit frischem Grün bedeckt; auf andere Stellen wucherten Kaktus, untermischt mit blüthenreichen Pelagonien, während uns zur Seite Eispflanzen, gelb blühende Disteln und Aloestauden in Menge sich ausbreiteten. Endlich nach einem steilen Absatze erreichten wir die erste schmale Hochebene, nachdem wir uns auf einem Fußsteige durch Eukalyptengebüsche hindurchgewunden hatten. Hier veränderte sich bereits der Charakter der Gegend; rings kahle Felsenspitzen, tiefe Abgründe, die Abhänge zum Theil mit Fichten und Strauchwerk, besonders gelbblühendem Ginstergesträuch besetzt; dazwischen aber in den geringeren Senkungen grüne Matten, Laubholz und malerische Landhäuser. Auf dem Rücken des Felsens ging die schön gebahnte Straße eine Zeitlang hin, bis wir zu einer neuen großartigen Schlucht gelangten. Jenseit derselben sollte Longwood liegen, nachdem wir jedoch eine kleine Strecke zur Seite derselben zurückgelegt hatten, führte ein Weg abwärts; wir waren dem Grabmal Napoleons nahe. Die Schlucht senkte sich von Westen nach Osten und erweiterte sich allmälig zu einem großen Kessel. In der Mitte der Senkung stand ein von einem Garten umgebenes Haus. Wir gingen hinein, zahlten à Person 3 Schilling und wurden nun zu dem oberhalb des Hau-

ses auf einem von Cypressen umschlossenen Rasenplatz gelegenem Grabmal geführt. Ein kleines Strohdach bedeckte die offene, ausgemauerte und mit einem eisernen Gitter umgebene Gruft. Wir stiegen zehn Stufen hinab und überließen uns auf dem durch den großen Todten geheiligten Boden unseren Empfindungen in stiller Betrachtung über die Hinfälligkeit aller irdischen Größe. Natürlich waren wir alle bemüht, Gegenstände zur Erinnerung an diesen merkwürdigen Platz mitzunehmen. Erde, Rosen und Cypressenzweige, selbst Wasser aus der naheliegenden Quelle wurden als Remembers mitfortgenommen; mit einigen Schwierigkeiten gelang es mir auch, von den beiden Trauerweiden, welche die Gruft beschatten, einige Zweige herabzuholen. Die beiden Bäume sind Sprößlinge der alten, die ursprünglich am Grabe gepflanzt waren und von den Franzosen herausgenommen wurden, als sie die Ueberreste Napoleons abholten. Letztere sollen auch in ihrem Zwischenraume sein Bild gezeigt haben.

Zurückgekehrt nach der auf dem Kamme der Felsen hinlaufenden Straße verfolgten wir unsern Weg nach Longwood. An einzelnen Landhäusern vorüberkommend blickten wir rechts und links in tiefe Thäler hinab, deren Abhänge theils nackte Felsen, theils aber auch die üppigsten Wiesen zeigten, aus denen hie und da Baumgruppen auftauchten, die dann gewöhnlich zierliche, blendendweiße Landhäuser umschlossen. Auf den höchsten Punkten aber erblickte man überall kleine Häuser, der Aufenthalt der Posten, die zur Bewachung Napoleons rings um Longwood aufgestellt waren, so daß er kaum einen Schritt gehen konnte, ohne von ihnen beobachtet zu werden.

Longwood selbst, die größte Hochebene der Insel, liegt auf der südlichen Seite, wir hatten also die ganze Breite der Insel durchschnitten. Durch ein eisernes Thor gelangten wir auf eine ziemlich große, eine halbe Meile im Umfang haltende Pläne, auf deren südlichem Abhange die Gebäude lagen, welche Napoleon mit seiner Umgebung bewohnt hatte. In Jamestown hatte man uns gerathen, nur das neue Gebäude zu besichtigen, das für ihn gebaut war, in dem er jedoch nicht gewohnt hatte, da er, kurz nachdem es vollendet

war, tödlich erkrankte. Fast schien es, als schämte man sich und wollte uns abhalten das alte Wohnhaus zu besuchen; dies war aber für uns wichtiger und ihm näherten wir uns zuerst. Nachdem wir wieder die Erlaubniß mit 2 Schilling die Person erkauft hatten, betraten wir die Räume, in denen der Kaiser der Franzosen nach sechs langen Jahren seinen Geist ausgehaucht. Doch wie erstaunten wir! Konnten wir auch nicht voraussetzen, daß die Engländer gegen die Manen des großen Mannes irgend eine Pietät bewahret hatten, solchen Vandalismus hatten wir wenigstens nicht erwartet. Nicht nur daß das Gebäude überall die Spuren des tiefsten Verfalls an sich trug, selbst das Dach war an einigen Stellen abgedeckt, die inneren Räume waren entwürdigt durch den Gebrauch, welchen man jezt von ihnen machte. In dem Zimmer, in welchem Napoleon gestorben, stand eine Häckselmaschine und wir freuten uns, daß die Franzosen Alles mitgenommen, was mit der Person des Todten in engere Berührung gekommen war, so den Fußboden, auf dem sein Krankenbett gestanden, selbst das Stück der Mauer, wo er während seiner Krankheit mit dem Kopfe gelegen hatte. Aus seinem gewöhnlichen Schlafzimmer war jezt ein Pferdestall geworden. Ueberall Schmutz und Verwüstung. —

Das neue Gebäude, mehr dem östlichen Abhange zuliegend, besteht aus vier Flügeln, die einen inneren Hof umschließen und bot in seinen 46 Zimmern hinreichende Räumlichkeit für Napoleon und seine nächste Umgebung. Das ursprüngliche Billardzimmer dient jetzt zu einer Capelle, und eine nach der Ostseite sich öffende Veranda bot eine hübsche Aussicht über grüne Flächen hinüber nach dem Meere. Ein blumenreicher Garten umschloß das Ganze. Ihm zur Seite lag das Gebäude, wo der General Bertrand gewohnt. Es war jetzt die Wohnung des Capitains Mason, der Longwood von der Regierung für 150 L. Sterling jährlich gepachtet hatte, und dem auch die oben erwähnte Abgabe zu gute kam. Eine schriftliche Empfehlung an diesen Herrn von Mr. Carrol verschaffte uns eine sehr freundliche Aufnahme. Wir wurden ersucht einzutreten, mit Erfrischungen gelabt und hatten Ge-

legenheit verschiedene Seltenheiten der Insel zu bewundern. Bald erschien auch die älteste Tochter des Capitains, eine junonische Schönheit, und beschenkte die Damen nach englischer Sitte mit schönen Blumenbouquets, einem Zeichen des Gerngesehenseins. Der Capitain Mason machte uns aufmerksam auf einige Löcher in den grünen Jalousieen der Fenster. Sie waren von Napoleon mit eigener Hand hineingeschnitten, und durch sie pflegte er ungesehen die Besucher Langwoods zu beobachten.

Nachdem wir uns erquickt hatten, eilten wir den Rückweg anzutreten, denn unser Capitain wünschte noch am Abend in See zu gehen. Ich mit dem Knaben nahm denselben Weg zurück, der Wagen schlug einen andern ein, der an schönen Parthieen vorüber zu der Citadelle auf der westlichen Seite von Jamestown führte, und wir sahen, früher in der Stadt angelangt, ihn den schwindlichen Weg herabkommen, der von dort zur Stadt hinabgeht. Alle waren übrigens entzückt von den wunderschönen Landschaften, die sie auf diesem neuen Wege gesehen hatten, besonders über eine Parthie, wo der üppigste Wiesengrund mit dem blendenden Weiß von tausenden blühender Kallas bedeckt gewesen war. —

Die Aufträge des Capitains waren während unserer Abwesenheit besorgt. Trotz unserer Eile nöthigte uns die Freundlichkeit unseres Wirthes, bei ihm ein splendides Mittagbrod einzunehmen. Alles Zureden von seiner Seite den Capitain zum längeren Bleiben und uns alle dadurch zur Theilnahme an einem Balle zu veranlassen, erwies sich als vergeblich. Von Mr. Carrol und einem englischen Schiffskapitain, der von der Hottentottenbay kommend am Nachmittage eingelaufen war, begleitet brachen wir zum Hafen auf. Während wir hier angelangt auf den Capitain warteten, hatten wir Muße, die Sclavenschiffe zu betrachten, die in ziemlicher Anzahl entmastet und der Vernichtung Preis gegeben in der Nähe des Ufers herumlagen. Fünf hundert Neger waren übrigens in St. Helena eingebracht und erwarteten ein Schiff, das sie nach Westindien bringen sollte, wo sie sieben Jahre für ihre Freiheit zu dienen haben. Endlich er-

schien der Capitain, und unserem gastfreien Wirthe herzlich dankend kehrten wir nach dem Schiffe zurück.

St. Helena vereinigt die heiße und gemäßigte Zone, daher finden sich auf der Insel neben den tropischen Gewächsen, Bananen, Palmen u. a. m. auch die europäischen Obst- und Baumarten, Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Fichten, Eichen. In den Thälern ist es oft drückend heiß, auf den Höhen oft kalt und feucht, daher die nach dem Innern Reisenden stets mit Mantel und Regenschirm versehen sind, und man sich sehr in Acht nehmen muß, da plötzlich eintretende kalte Luftströmungen sehr häufig sind und gefährliche Erkältungen veranlassen können. Die Höhen sind meist in Nebel gehüllt, auch fanden wir den Rasen in den Senkungen feucht. Die Einwohner, ungefähr 6000, beschäftigen sich in Jamestown mit Handel und Fischerei, im Innern mit Viehzucht und Gartenbau. Longwood ist die einzige Hochebene, auf der etwas Ackerbau getrieben wird. Alle europäischen Gemüse gedeihen hier. Wir aßen sehr schöne Kartoffeln, Kohl, Bohnen, Radieschen, Salat und kosteten auch hier gemachte Butter. Besonders werden Schafe gezogen, weniger Rindvieh. Erstere sah ich zahlreich an den Abhängen der Felsen weiden. Uebrigens leben wohl alle Bewohner St. Helenas von den hier einlaufenden Schiffen, deren Zahl jährlich über tausend beträgt. Die Lebensbedürfnisse waren ziemlich theuer: 1 Pfd. Fleisch 1 Schilling, ein Huhn 3 bis 4 Schilling, ein Sack Kartoffeln 1 L. Sterling, 5 Pfd. Brod 1 Sixpence; nur Fische waren wohlfeil, und wir fanden sie sehr wohlschmeckend, besonders die Makrelen.

1. Oktober. Die Makrele, ein dem Häring ähnlicher Fisch, wird theils frisch, theils eingesalzen, auch geräuchert und getrocknet gegessen und ist in St. Helena so häufig, daß ein Dutzend 5 Sgr. kostete. Der Capitain hatte mehrere von diesen Fischen gekauft, und wir aßen zu verschiedenen Malen davon. Gestern klagte der Obersteuermann zuerst über heftiges Kopfweh, so daß er sich am Nachmittag Blutegel (von uns aus Batavia mitgenommen) setzen ließ, die ihm auch Erleichterung verschafften. Niemand dachte jedoch

daran, daß der Genuß der Makrelen die Veranlassung sein könne, obwohl wir alle eine eigenthümliche Hitze im Gesicht fühlten. Heute gab es diese Fische zum Frühstück, und diesmal zeigten sich ihre Wirkungen auf eine wahrhaft erschreckende Weise. Besonders hatten meine Töchter viel zu leiden. Sie klagten über starke Beängstigung, heftiges Herzklopfen, Kopfweh, und dabei stieg das Blut ihnen so sehr zu Kopf, daß dieser bis zum Halse hinab stark geröthet war, und die Augen wie mit Blut unterlaufen schienen. Während eine starke, trockene Hitze am Kopfe fühlbar war, zeigten sich Hände und Füße kalt, und zuweilen durchlief ein fieberhafter Frost den ganzen Körper. Nur bei einer stellte sich Erbrechen ein, bei den andern zeigte sich eine abführende Wirkung. Obgleich auch ich ähnliche Symptome an mir bemerkt hatte, schrieb ich sie einer längeren, anstrengenden Beschäftigung im Zwischendeck zu und stand daher nicht an, am Abend, wo diese Fische noch einmal geräuchert auf den Tisch kamen, davon zu essen. Diesmal hatte ich Gelegenheit, an mir selbst die Wirkungen zu beobachten, die ganz den obigen ähnlich eintraten; auch bei den andern wiederholten sie sich, obwohl, da sie sehr wenig gegessen hatten, im geringen Grade. Nur der Obersteuermann mußte für seinen Unglauben hart büßen; denn ich traf ihn noch in der Nacht, als ich ihn auf dem Deck besuchte, sehr leidend. Ein Matrose, der öfter St. Helena besucht hatte, erinnerte sich ähnlicher Erscheinungen und daß man sie dem Genuß dieser Fische zuschrieb; auch erzählte er, unter den Matrosen gehe die Sage, es sei einst die ganze Mannschaft eines Schiffes durch den Genuß von Delphinen getödtet, die in St. Helena gekauft wären, und man schreibe dies dem kupferhaltigem Boden der Insel zu. —

5. Oktober. Früh 5 Uhr weckte mich der Obersteuermann; uns lag die Insel Ascension zur Seite. Sie scheint die Größe von Helena zu haben, erhebt sich aber nicht so steil aus dem Meere, während die höchste Spitze die Helenas wohl übertrifft. Wir sind ihr so nahe, daß wir das Fort und andere Gebäude, sowie ein kleines Fahrzeug an der Küste mit bloßen Augen bemerken. Zahlreiche Schwärme

von Vögeln ziehen von ihr aus dem Meere zu. Die Insel war den ganzen Tag über in Sicht; denn wir gehen nur langsam vorwärts.

6. Oktober. Eine niedliche Qualle ist im Badewasser mit heraufgezogen. Sie ist ungefähr 2 Zoll lang und besteht aus einem ¼ Zoll starken Schlauch von durchsichtiger weißlicher mit schönen blauen Streifen gezeichneter Masse, an dem man deutlich Mund und After unterscheidet. Im Innern bemerkt man einen kleinen dunkelblauen Punkt, den Magen, zu dem äußerst feine Darmkanäle führen. Das Thier schwimmt lustig im Glase umher, bald tiefer, bald mehr nach der Oberfläche zu, je nachdem es sich zusammenzieht oder ausdehnt. —

Das Leuchten des Meeres war heute wieder ganz prächtig, doch tritt diese Erscheinung unter dem verschiedenartigsten Charakter auf. Bald sind es Tausende von kleinen Funken, die bei jeder Bewegung des Wassers nach allen Seiten hin sprühen; bald scheinen es Feuerballen zu sein, die ringsum ihren leuchtenden Glanz ausstrahlen; bald sieht man deutlich die Thiere, von denen der Glanz ausgeht, Feuerbränden gleich, im Wasser umhertreiben; bald ist es, als ob Wetterleuchten das Meer durchzuckte. In letzterer Weise zeigte es sich heute Abend.

7. Oktober. Noch nie habe ich eine solche Menge fliegender Fische gesehen, als heute. Während sie gewöhnlich in geringer Anzahl, höchstens einige Hundert auf einmal, sich aus dem Wasser erheben, war heut das Meer, fast soweit das Auge reichte, von ihnen bedeckt. Schwarm auf Schwarm, mehrere Tausende zählend, erhob sich entweder erschreckt durch das Rauschen des Schiffes oder von Raubfischen verfolgt, um nach kurzer Zeit wieder in das Meer hinabzutauchen. Nur einzelne, kräftiger vielleicht, als die übrigen, nahmen einen längern Weg, indem sie von Zeit zu Zeit das Wasser berührend dadurch neue Kraft zu weiterem Fluge erhielten. — Lebhaft bedauerten wir, daß kein Zug seine Richtung auf das Schiff zu nahm; wir hätten vielleicht eine vortreffliche Mahlzeit erhalten; denn das Fleisch dieser Fische ist äußerst zart und wohlschmeckend.

Mittag 12 Uhr passiren wir unter dem 6° südlicher Breite die Sonnenachse und haben also von jetzt ab die Sonne Mittags wieder im Süden.

12. Oktober. Wir schneiden um 12½ Uhr die Linie und befinden uns wieder auf der nördlichen Halbkugel. Da in dieser Gegend die meisten Schiffe die Linie kreuzen, sehen wir täglich rechts und links mehrere an uns vorübergehen, so gegen Abend ein englisches Vollschiff mit vollen Segeln, ein prächtiger Anblick. —

13. Oktober. Der Geburtstag meines Bruders veranlaßte ein kleines Familienfest. Nachts weckte ich Frau und Kinder, um das wunderbare Leuchten des Meeres mit mir zu bewundern. Soweit das Auge reichte, glänzte jede Welle von einem feurigen Kamm, und die dunkle Meeresfläche sprühte bei jeder Bewegung von tausend und aber tausend goldglänzenden Funken, ein Anblick, nicht möglich durch den Pinsel wieder zu geben, und kaum dem klar zu schildern, der nie etwas Aehnliches gesehen.

18. Oktober. Seit drei Tagen haben wir Windstille; ihr gewöhnlicher Begleiter, Mißmuth, stellt sich ein und zeigt sich auf verschiedene Weise. Wir litten in diesen Tagen außerordentlich von der Hitze, starke Regengüsse seit gestern Abend bringen Erleichterung. — Am Nachmittage bemerkten wir eine Schaar Vögel mit großem Geschrei, wie bei uns die Krähen, über einer Stelle des Meeres hin und her fahren. Sie schienen zu fischen; denn kleine Fische, die aus dem Meere hervorsprangen, wurden ihre Beute, und nachdem sie eine kurze Strecke wahrscheinlich dem Zuge der Fische folgend weiter geflogen, wiederholt sich dieselbe Scene. —

24. Oktober. Ein kleiner 2½ Fuß langer Spierhay wird vom Obersteuermann gefangen, und mit ihm werden zwei kleine Saugfische aufgezogen, die so fest an ihm sitzen, daß man sie kaum losreißen kann. Johannes hat sie in Spiritus aufbewahrt. Ein großer Hay, sowie mehrere Delphine zeigen sich zuweilen; doch sitze ich zwei Stunden lang in der Sonnenhitze mit dem Elger (der fünfzackigen Harpune) vergebens auf der Lauer. Leider kommen wir immer noch

nicht von der Stelle; der gesuchte Passa: läßt sich nicht finden, statt seiner wechseln Regengüsse und totale Windstille, und das ohnehin leicht aufgerichtete Gebäude der Harmonie droht einmal ganz einzufallen.

26. Oktober. In der Nacht ließ mich der Obersteuermann wecken, um eine merkwürdige Erscheinung des Mondes zu betrachten. Rasch eilten wir auf das Deck, und wohl war, was ich sah, des Aufsehens werth. Der Mond, im zweiten Viertel abnehmend, war wie mit einem dünnen Schleier überzogen, der jedoch nur die Umrisse verhüllte und das volle Licht durchstrahlen ließ. Eine runde Lichtscheibe wurde von einem Regenbogenkranze umgeben, der in den herrlichsten Farben prangte, hierauf folgte ein schmaler Kreis des dunkelblauen Himmels, der wieder eingeschlossen wurde durch einen größeren Kreis von weißem Lichte. Die Erscheinung dauerte nur ungefähr 5 Minuten und wiederholte sich noch zweimal, obwohl weit schwächer. Von den beiden niedlichen Landvögeln, die sich auf dem Schiffe niedergelassen und es seit mehreren Tagen begleitet hatten, wurde der eine gefangen, den andern haben wahrscheinlich die Ratten gefressen, die täglich dreister werden. Ich hörte, wie der Koch, ein alter Seefahrer, behauptete, die Vögel müßten getödtet werden, sie wären Hexen, und so lange sie lebten, bekämen wir keinen guten Wind. Zufällig trat derselbe wirklich erst nach ihrem Tode ein.

20. Oktober. Gestern gingen zwei Schiffe an uns vorüber, heute wieder zwei, von denen das eine, ein kleiner amerikanischer Schoner, uns viel Vergnügen macht. Das Schiff, leicht und zierlich gebaut, schien mit Grazie sich auf den Wellen zu schaukeln, während es in raschem Fluge dahineilte. Es kam uns ziemlich nahe, und der Capitain zeigte uns die Länge, was durch uns mit Gleichem erwiedert wurde, indem wir ihm eine Bank mit 31° 6 beschrieben hinhielten. Er zog die amerikanische Flagge unten am Mast auf, wofür wir ihm unsere Flagge an den Händen ausbreiteten, da ihr regelrechtes Aufziehen zu lange gedauert hätte.

2. November. Gestern Mittag passirten wir den Wendekreis des Krebses. Heute ist in Berlin Reformationsfest

und ich denke lebhaft meiner früheren Kollegen, mich in ihren Kreis zurückwünschend. Auf dem Schiffe ist allgemeine Streicherei, überall Oelfarbe, Oelgeruch; das Schiff soll ein hübsches Ansehen haben, wenn es zum Hafen zurückkehrt. Große Massen von Seetang schwimmen mit der Strömung nach Süd-Westen vorüber. Wir fischten mehrere Stücke und fanden sie mit kleinen Taschenkrebsen besetzt.

8. November. Früh stieg ein prachtvolles Gewitter auf und zog uns voran nach N.-O., der Wind erhob sich heftiger und um 6 Uhr, wo ein zweites Gewitter aus S.-W. heranrückte, mußten wir die Segel einziehen und fuhren nur unter Fock und halben Marssegel. Bald stürzte der Regen herab, vielleicht uns zum Heil die elektrische Masse, die über uns dahin zog und sich bereits zu entladen begann, zertheilend. Himmel und Meer gewährten einen schauerlich schönen Anblick. Während das gelbe Licht des ersteren immer mehr vor den dunklen Wolken erlosch, schäumte letzteres tief gefurcht vom Sturm und schien das Schiff unter Wasserbergen begraben zu wollen. Was nicht niet und nagelfest war, gerieth auf dem Deck durch das Schwanken des Schiffes in Bewegung, und nur mit Mühe hielten meine Frau und ich uns an den Tauen aufrecht.

13. November. Meine letzte Pfeife holländischen Canasters ist verdampft; doch verheißt der Capitain mir seine Unterstützung, und ich sehe nicht gänzlichem Mangel entgegen. Wir müssen die Aufmerksamkeit des Capitains besonders seine stete Sorge für die Gesundheit Aller dankbar anerkennen.

14. November. Früh 5 Uhr auf das Deck tretend werde ich durch die Nachricht erfreut, es sei Land in Sicht. Wirklich hat uns der N. O. Wind so weit westlich getrieben, daß wir den westlichen Inseln der Azoren ganz nahe gekommen sind. Mit dem anbrechenden Tage treten die Umrisse zweier Eiländer deutlich hervor. Das uns zunächst liegende ist Corvo, etwas weiter hin Flores; an ersterem gehen wir dicht vorüber Die O. und N. Seite zeigt sich steil und abschüssig, nur auf der Höhe erblicken wir grüne Flächen und von Zeit zu Zeit bei günstiger Sonnenbeleuchtung einige

Baumgruppen. Ein Schiff im N. O. hißt leider zu spät seine Flagge, denn es ist eine Bremer Brig, wir zeigen ihm unsere Schiffsnummer 238, können jedoch die seinige nicht erkennen.

15. November. Vor uns segelt ein Schiff nach S. W., uns also entgegen, und da der Capitain einen Landsmann vermuthet, wird die Bremer Flagge aufgezogen, es ist jedoch ein Amerikaner aus New York, der Auswanderer nach Amerika führt. Bugspriet und Reilings waren dicht mit Menschen besetzt, und fröhliche Kinderstimmen schallten zu uns herüber, während es zu unserer Seite dahinfuhr. Uns beschlich ein wehmüthiges Gefühl. Hunderte sahen wir mit Hoffnung einem neuen Vaterlande entgegeneilen, wie viele mögen sich getäuscht sehen und sich bald, wie wir, nach den heimathlichen Fluren zurücksehnen.

19. November. Seit zwei Tagen N. W. Wind, der fast Sturm genannt werden könnte. Das Schiff arbeitet furchtbar und wird von Wasserbergen überschüttet, selbst die Cajüte bleibt nicht verschont, obgleich das Skylight (der Oberbau, durch den das Licht hineinfällt) mit Brettern und Segeltuch dicht verhüllt ist. Vier Leesegel und das Reuil sind zerrissen.

21. November. Der Wind geht S. W. Es ist nüstiges Wetter, ein feiner Regen durchdringt allmälig die dichteste Kleidung. Die Matrosen beschweren sich heute in Pleno gegen den Capitain über mangelhafte Beköstigung; dieser bleibt jedoch ruhig und gelassen bei ihren oft ziemlich derben Bemerkungen. Uebrigens leiden sie nicht Noth, denn Fleisch ist noch genug vorräthig und aus Reis besteht die Ladung. Die Länge der Reise hat auch unsere Verpflegung etwas beschränkt, zumal da Sturm und Wellen unter den Hühnern häßlich aufgeräumt und nur noch vier Stück am Leben gelassen haben.

Man sieht den Hauch, eine bei der Kälte und dem nebligen Wetter nicht auffällige Erscheinung; dennoch erregt sie bei den Matrosen allgemeines Aufsehen und sie behaupten, wir sind auf den Gründen. Darunter verstehn sie die Nähe

der Küste von Irland und Frankreich, die beide sich allmälig abdachen und sich weithin in das Meer erstrecken, so daß man schon in bedeutender Entfernung vom Lande für das Loth Grund erhält. Der von Irland soll roth, der von Frankreich schwarz sein, und die Seefahrer danach abmessen können, ob sie sich näher an dieser oder jener Küste befinden.

23. November. In der Nacht ist es hell geworden, und ein prächtiger Sonnenschein erquickt uns. Von allen Seiten sehen wir Schiffe theils aus dem Canal herauskommen, theils auf ihn zuhalten. Wir befinden uns auf 8° Länge und 49¼ Breite. Nachmittag brach eine plötzliche Bö die Oberleesegelspiere, einen Baum von einem Fuß Durchmesser, mitten durch; gegen Abend wurde der Wind S. W. und steigerte sich um 9 Uhr zum Sturme. Zugleich bringt der S. W. so viel Nässe, daß wir nichts von der Küste bemerken und in der Nacht in den Canal hineinsegeln, ohne daß uns die Feuer der englischen Küste den Weg zeigen.

24. November. Der Sturm hält an und wird immer heftiger. Alles ist dicht verschlossen, dennoch stürzte in der Nacht eine ungeheure Wassermasse die Cajütentreppe hinunter. Während wir trotz des reichlich über uns hinströmenden Seewassers auf dem Deck aushalten und die Gewalt des Sturmes an einem von ihm zerzausten Fahrzeuge bewundern, ist meine Tochter C., die sich unwohl fühlte, allein in der Cajüte geblieben; der Stoß einer mächtigen Welle hat die schwere Chartenkiste auf sie geschleudert, und wir finden die Arme mit blutiger Backe und dick geschwollenem Auge auf dem Sopha, die Kiste am Boden liegend. Die Segel werden immer dichter gerefft, wir fahren endlich nur unter gerefftem Marssegel, dennoch sehen wir uns genöthigt, zweimal beizudrehen; allein kaum zeigt sich die Möglichkeit zu segeln, so geht es weiter. Abends 6 Uhr sehen wir das Feuer von Start Point, der Spitze von Plymouth.

25. November. Land im Sicht; die Insel Wight liegt vor uns; der Wind hat an Heftigkeit nachgelassen, ist aber noch stark genug, so daß wir noch unter gerefften Segeln fahren. Johannes erhält durch eine überstürzende Welle

einige Uebung im Schwimmen und wird von ihr zu Boden geworfen. Die englische Küste liegt fortwährend uns sichtbar zur Seite; wir umfahren Beachy Head und vermehren die Segel. Abends 7 Uhr sehen wir Hastings, dessen Anblick mich lebhaft an unsere Hinreise erinnert, dann gegen 11 Uhr Dungineß, um 2 Uhr Dower und das Feuer auf der französischen Küste. —

16. November. Wir sind in der Nordsee. Der Sturm scheint hier viel Schaden angerichtet zu haben; denn außer einem Boote treiben Schiffsplanken auf den Wellen umher. Zahlreiche Fahrzeuge kommen uns entgegen, unter ihnen das Bremer Vollschiff Agnes No. 144. mit Auswanderern nach Amerika, bei dessen Capitain sich der unsrige erkundigt, ob die Wesermündung frei sei. Mehrere Dampfböte gehen der englischen Küste zu.

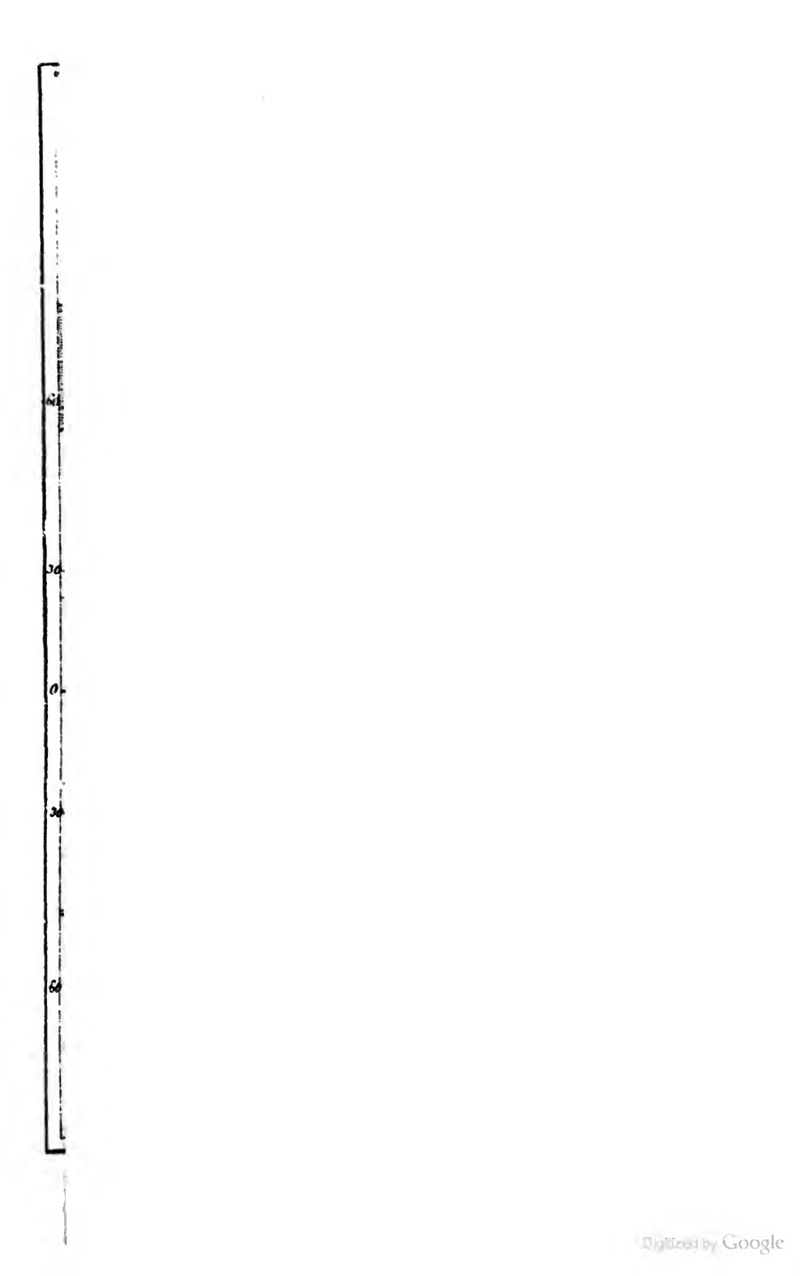
28. November. Es ist heiteres Wetter, aber empfindlich kalt, und wir hegen Besorgniß wegen des Zufrierens der Weser; denn dann müßten wir nach einem englischen Hafen gehen, was uns sehr viel Noth und Kosten verursachen würde. Wir kreuzen noch auf der braunen Bank, dem Stapelplatz zahlreicher Fischerböte, die hier Jahr aus Jahr ein wohl über 100 an der Zahl liegen, und von denen die Fische von Zeit zu Zeit abgeholt werden, da sie nicht für eigene Rechnung, sondern im Solde einzelner Privatpersonen oder Gesellschaften fischen.

3. Dezember. Seit drei Tagen nebeliges Wetter; vergebens sehen wir nach einem Lotsen aus, selbst nächtliche Feuer locken keinen heran. Unter unseren Thieren räumt der Tod gewaltig auf, sie erliegen trotz unserer Sorgfalt der rauhen Witterung.

5. Dezember. Gestern waren wir zweimal in großer Gefahr. Wir saßen bei Tische, als plötzlich die Schiffsglocke geläutet wurde; bei dem dichten Nebel war uns ein vorübersegelndes Schiff so nahe gekommen, daß wir mit Mühe einem Zusammenstoß entgingen. Die andere Gefahr war fast noch bedeutender. Nach 15 Faden rief der Matrose 8 Faden ab; wir liefen dem Strande zu, und es mußte

rasch umgewendet werden, um nicht aufzulaufen. Während der Nacht haben wir mehr vom Lande abgehalten, gegen Mittag tritt die Sonne hervor, wir sehen Helgoland und sein Anblick erregt allgemeine Freude. — Der Capitain weiß nicht, was er uns Freundliches erzeugen soll, und es ist rührend zu sehen, wie er bemüht ist, sein Andenken bei uns zu erhalten. Es würde ohnehin dankbar bewahrt sein. In der Ferne taucht ein Dampfbot auf, es hält auf uns zu. Welche Ueberraschung! die deutsche Flagge weht uns entgegen und wird von uns mit Entzücken begrüßt. Es ist der Kriegsdampfer Ernst August, abgeschickt, um sich nach der Fregatte Gefion umzusehen, die in Bremerhafen erwartet wird. Der Freundlichkeit des Capitains verdanken wir einen Lotsen.

8. Dezember. Obschon wir schon vorgestern die Tonnen, welche die Wesermündung bezeichnen, erreicht hatten, wagte doch selbst der Lotse nicht bei dem dichten Nebel weiter vorzudringen. Heute ist schönes heiteres Wetter. Endlich treten die Ufer deutlich heraus, freundliche Kirchdörfer liegen uns zur Seite; dort der Mastenwald zeigt den Bremer Hafen an; das Dampfschiff Neptun, die Ankunft des Washington verkündigend, geht an uns vorüber; 2 Uhr Nachmittags fallen die Anker. Ich danke dir, Gott, du hast mich und die Meinen wohlbehalten zur Heimath zurückgeführt!


60
30
0
30
60






A000024438018